

Aus der Stille

Susan Laine





CURSEDSIDE

Klappentext:

*Wie klingt Liebe? Und was, wenn man sie nicht hören kann...
oder will?*

Andere Stadt, andere Wohnung, andere Abteilung: Polizist Jordan Waters will nach einer Schussverletzung einen kompletten Neuanfang. Was er dabei nicht bedacht hat, sind die Erinnerungen, die er nicht so einfach zurücklassen kann wie sein altes Leben.

Jordan hält seine Mitmenschen konsequent auf Abstand, bis unverhofft der taube Sebastian in sein Leben stolpert, dessen unbeschwerte Art so gar nicht zu seinem Handicap passen will. Denn Sebastian hört deutlich mehr, als Jordan lieb ist...

Deutsche Erstausgabe Dezember 2012

Für die Originalausgabe:

©2012 by Susan Laine

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Sounds of Love«

Originalverlag:

Published by Arrangement with Dreamspinner Press LLC, 5032
Capital Circle SW, Ste 2, PMB# 279, Tallahassee, FL 32305-7886
USA

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 by Cursed Side (GbR)

Julia Schwenk, Simone Neblich-Spang, München

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Umschlagillustration: Marek Purzycki

Bildrechte Umschlagillustration: FXQuadro; Yuri Arcurs;
vermittelt durch Shutterstock LLC
Satz & Layout: Cursed Side (GbR)

Printed in Poland

ISBN-13: 978-3-942451-17-8

Besuchen Sie uns im Internet:

www.cursed-side.de

Aus der Stille

Susan Laine

Aus dem Amerikanischen
von Kathrin Weisenfels

Widmung

Ich widme dieses Buch den vier Generationen meiner mütterlichen Abstammungslinie, die mir am Herzen liegen – meine liebevolle Großmutter, meine weise Mutter, meine freche Schwester und meine noch ungeborene Nichte.

Danke für eure Liebe, dass ihr immer zu mir steht und mich und meine frischgebackene Autorenkarriere unterstützt. Ich bin wirklich gesegnet, euch in meinem Leben zu haben.

Danke.

Kapitel 1

Es war nicht immer leicht, neue Freunde zu finden, wenn man in einer neuen Stadt in eine neue Abteilung kam. Das Polizeidezernat gehörte allerdings nicht in die Kategorie *schwer*. Zum Einen war da dein Partner, dessen Präsenz eine verlässliche Konstante bedeutete und dessen Familie auch irgendwie zu deiner eigenen wurde. Sie mischten sich in dein Privatleben ein und betrachteten dich als eine neue Art von Hobby oder Haustier. Eins, um dass sie sich kümmern und für das sie ein Leben ganz nach ihren Wünschen erschaffen konnten.

Zum Anderen war das die Polizei als Institution. Eigentlich war es schwachsinnig, mir da so sicher zu sein, aber gerade brauchte ich das. Es war gut, wenn man irgendwo gern gesehen war.

Kevin Thompson, mein neuer Partner in der Abteilung für Steuerdelikte und Betrug im Polizeidezernat von Washington, DC, war ein Riese von einem Kerl. Ich fand das witzig, weil er für mich nicht wirklich nach einem Thompson aussah. Ich assoziierte den Namen mit etwas Weichem, Kuschligem – wie einem Teddy. Aber dieser Thompson hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Grizzly.

Seine großen Hände hätten ganze Kontinente zermalmen können. Sein ziemlich schlampiges Äußeres war das Ergebnis von den Jahren oder vielleicht auch Jahrzehnten, die er in irgendeiner Kneipe verbracht hatte, mit Klamotten, die ihm immer mindestens zwei Nummern zu klein waren. Sein dichter Dreitagebart verursachte vermutlich genug Reibung, um ein ganzes Haus in Brand zu setzen, und seine grauen Augen stachen aus seinem Gesicht hervor. Ihr Blick konnte einen Menschen problemlos in zwei Teile schneiden.

Aber abgesehen von seiner irreführenden Erscheinung und seinem unpassenden Nachnamen, war mein neuer Partner ein netter Kerl. Im Verlauf des letzten Monats hatte ich ihn ziemlich gut kennengelernt. Nicht, dass da besonders viel zu holen war.

Er war nicht gerade der tiefgründige Typ. Außen und innen passten da gut zusammen. Wenn er sein schiefes Lächeln aufsetzte, zog er alle anderen in seiner Umgebung mit sich. Ich mochte ihn.

Auch wenn als er mich zuerst *Jordy* genannt hatte – um mich zu ärgern – und dann *Detective Waters*, völlig ungeachtet meiner Reaktion dem gegenüber. Er hatte noch nie meinen Vornamen, Jordan, benutzt.

Jordy war ein Name für einen Schoßhund oder ein Kaninchen. Detective war eine Dienstbezeichnung, die Polizisten in ihrer Freizeit im Umgang miteinander nicht benutzten. Er machte das nur, um mich aus der Reserve zu locken. Was ich irgendwie mochte. Außerdem war es schwer, ihn nicht gern zu haben.

Und nein, ich meine damit nicht, ihn *so* zu mögen, obwohl ich schwul war. Ich mochte ihn einfach. Er war ein guter Freund und Partner und ich wusste, dass ich mich hundertprozentig auf ihn verlassen konnte, wenn es hart auf hart kam.

Nicht, dass wir bei der Steuer so oft in brenzlige Situationen kommen würden. Die meiste Zeit über glichen wir Daten ab, überprüften Informationen, gingen Hinweisen nach und hatten einen nicht enden wollenden Papierwust zu bearbeiten.

Das war mir nach so vielen Jahren beim Raub- und Morddezernat in New York allerdings auch ganz recht. Nachdem ich angeschossen worden war – zum Glück nur ins Schulterblatt –, hatte ich einen Tapetenwechsel gebraucht. Das hier war eine willkommene Abwechslung.

Und apropos willkommen: Als ich in einem der Vororte aus meinem protzigen, schwarzen SUV kletterte und zur Haustür meines Partners ging, lief mir unwillkürlich ein kalter Schauer über den Rücken.

Ich hatte mich schon immer schwer mit den zwischenmenschlichen Fähigkeiten getan, die man benötigte, um schnell Anschluss zu finden. Es hatte nichts mit Nervosität zu tun. Es war mehr die Abneigung, anderen etwas vorzuspielen, und gegen Smalltalk im Allgemeinen.

Ich hasste diesen beschissenen Smalltalk. Ich verabscheute zielgerichteten Schwachsinn. Es war so Gang und Gäbe, dass es einfach jeder machte. Die Leute ignorierten unangenehme Wahrheiten, um sich besser in ihrem Selbstbetrug suhlen zu können.

Aber ich hatte mir vorgenommen, das Beste aus dem heutigen Abend zu machen. Immerhin war es kein Familienpicknick oder so was. Nur mein Partner, ein paar andere Polizeikollegen und ein nettes Pokerspiel an einem Freitagabend. Das würde ich mit Sicherheit schaffen – und meine Gedanken dabei für mich behalten können.

Darin war ich in den letzten Jahren ein wahrer Meister geworden. Niemanden interessierte meine Meinung und das war auch okay für mich, solange man nicht versuchte, mich zu diesem In-jedem-Menschen-steckt-ein-guter-Kern-Zeug zu bekehren.

Als Ausgleich für diese Unzulänglichkeit, einen leichten Umgang mit anderen Menschen zu pflegen, hatte ich normalerweise ein ziemlich ruhiges Temperament. War schon immer so gewesen. Fest in meiner Persönlichkeit verankert. Ausgeglichen war, glaub' ich, das richtige Wort, zumindest benutzten es die Leute oft, um mich zu beschreiben.

Ja, ich war immer ausgeglichen. Unbeherrschtes oder wichtigtu-erisches Verhalten lag mir nicht. Und da ich keinen Alkohol trank, machte das einige Situationen für mich – vor allem bei sozialen Zusammenkünften – nicht nur anstrengend, sondern oft auch nur schwer zu ertragen. Ich hatte gelernt, den Mund zu halten, wenn meine Kollegen mich damit aufzogen und Witze darüber rissen. Ich wusste ja, dass sie es nicht böse meinten. Eine Menge Polizisten waren Alkoholiker und über die machte niemand Witze, also ließ ich es an mir abprallen.

Mal ganz abgesehen davon, dass ich aus Prinzip keinen Alkohol trank – die einzige Ausnahme machte ich für meinen kleinen Bruder Jack –, konnte *ich* auch einfach so vollkommen ausgeglichen sein. Ich blieb kühl, ruhig und beherrscht, wenn man mich emotional und/oder körperlich provozierte.

Ich distanzierte mich von meinen eigenen emotionalen und körperlichen Reaktionen. Natürlich hatte ich sie trotzdem, ich ließ nur nicht zu, dass sie mein Verhalten bestimmten.

Ich war *gnadenlos* ausgeglichen, was bedeutete, dass ich meinem Gegner wenn möglich sofort einen verbalen Todesstoß verpasste. Ich warf meinem Widersacher die kalte, harte Wahrheit vor die Füße, ohne jeglichen Filter. Naja, zumindest meine Version der *Wahrheit*, aber ich hatte die ärgerliche Angewohnheit, meistens ins Schwarze zu treffen durch ein gutes Gespür für versteckte Dinge, die unter der Oberfläche brodelten. Und ich war jemand, der selten – wenn überhaupt – vor einer Herausforderung zurückschreckte.

Ich muss wohl nicht extra darauf hinweisen, dass meine Art mich nicht gerade zum Liebling meiner Umwelt machte. Eigentlich hatte ich auch erwartet, dass meine Homosexualität früher oder später zum Thema werden würde und zwar auf eine wenig wünschenswerte Weise.

Aber ich nahm an, dass das Dezernat noch andere schwule Polizisten außer mir beherbergen musste, nachdem die meisten nur die Schultern gezuckt oder mich dezent darauf hingewiesen hatten, sie nicht zu lange in den Duschräumen anzustarren. Oder sie machten Witze darüber, dass ich sie niemals *so* betrunken machen könnte.

Na schön, es war keine *Wir-empfangen-unseren-schwulen-Kollegen-mit-offenen-Armen-Begrüßung*, aber zumindest war sie freundlich gewesen. Ich hatte weiß Gott schon Schlimmeres erlebt als das.

Alles in allem hatten sie es gut aufgenommen und ich tat mein Bestes, es ihnen nicht ständig unter die Nase zu reiben. Ich meine, schwul zu sein war sowieso nicht meine herausragendste Charaktereigenschaft. Natürlich war es ein wichtiger Teil meines Lebens und meiner Person, aber eben nicht alles.

Es gab Tage, an denen ich fest davon überzeugt war, ohne Sex leben zu können, wenn ich es müsste; im Zölibat zu leben, nur ohne den Priesterquatsch.

Manchmal fühlte es sich sowieso an, als wäre ich allein im Bett – auch wenn ich mit einem Kerl drin lag. Da war das Gefühl von Haut und Wärme und ein Schwanz, aber One-Night-Stands ließen wenig Raum für Beziehungen oder eine persönliche Bindung. Den wenigen Männern, mit denen ich mich in meiner Freizeit traf, erlaubte ich nie, mich im Büro abzuholen, und ich beschränkte meine homosexuellen Interaktionen auf einschlägige Clubs abseits der Polizeikneipen, die ich ebenso besuchte.

Meiner Ansicht nach funktionierte das gut. Es gab eine gewisse Balance zwischen meinen Kollegen und meinen One-Night-Stands, zwischen meiner Arbeit und meinem Privatleben. Sofern es denn vorhanden war.

Was mich gedanklich wieder zu meiner momentanen Situation brachte. Ein netter Abend mit Poker, Bier, Pizza und Gesprächen über Frauen, Sex, Football und dergleichen. Ein Abend, den ich für gewöhnlich in allen sieben Sprachen, die ich beherrschte, verfluchte und mit all den schönen Schimpfwörtern belegte, die ich kannte. Aber diesmal gab es kein Entkommen. Ich seufzte und schickte ein Stoßgebet gen Himmel, in dem ich um Geduld und starke Nerven bat. Davon konnte man heutzutage sowieso nie genug haben.

Mein hünenhafter Partner öffnete die Tür mit einem gewinnenden Grinsen – und nannte mich wieder Jordy. arschloch. Ich ließ mich ins Haus bitten, das wirklich hübsch war. Hatte den typischen Vorort-Charme. Naja, wem's gefiel... Mir nicht, aber ich lächelte trotzdem.

In New York hatte ich ein stylisches Loft-Apartment gehabt und das war auch das Einzige, was ich seit dem Umzug wirklich vermisse. Meine jetzige Mietwohnung war in Ordnung, aber lange nicht so toll wie meine vorherige. Ich schwöre, wenn ich hier irgendwo einen Kerl mit einem netten Loft und einem hübschen Schwanz auftrieb, würde ich ihm mit Begeisterung dafür bis in alle Ewigkeit den Arsch hinhalten. Und immerhin musste ich so auch nie sein Gesicht ertragen.

Ich vertrieb den Gedanken, da ich gerade den anderen Männern der Runde vorgestellt wurde. Ich versuchte, mir ihre Namen und Gesichter zu merken. Klar, keiner von ihnen war in meiner Abteilung und es war unwahrscheinlich, dass ich ihnen täglich oder auch nur wöchentlich über den Weg laufen würde, zumal sich das Washingtoner Polizeidezernat in verschiedenen Gebäuden befand, die über die ganze Stadt verteilt waren.

Aber ich fand es höflich, zumindest zu versuchen, mich an sie zu erinnern, vor allem da Pokern eine wöchentliche Konstante zu sein schien. Und mir gefiel der Gedanke, zumindest einmal die Woche etwas ganz anderes als gewöhnlich zu tun.

Mein Partner war größer als alle anderen und er nahm in dem kleinen Esszimmer, das im hinteren Teil des Hauses lag und mit der offenen Küche verbunden war, auch wesentlich mehr Raum für sich ein. Ein blankgescheuerter, runder Holztisch stand in der Mitte des Zimmers und in der Luft hing der Geruch nach Fast-food. Die feminin wirkende Deckenlampe mit ihrem Blumenmuster spendete warmes Licht und musste wohl ein Überbleibsel der Ex-Frau meines Partners sein.

Auf dem Tisch standen eiskalte Getränke, ein paar Kartendecks warteten noch unausgeteilt und vor jedem der Männer, die um den Tisch saßen, lag ein Bündel kleiner Scheine. Also spielten sie mit richtigem Geld. Na schön. Ich zuckte die Schultern und wappnete mich innerlich schon mal für den unvermeidlichen Ausgang des Abends.

Thompson platzierte sich mir gegenüber, sodass auf beiden Seiten jeweils zwei Männer zwischen uns saßen. Zu seiner Rechten saß ein Kerl aus der Sexuellen Belästigung – besser bekannt als die Sitte –, der ein billig wirkendes, dunkelblaues Seidenhemd anhatte. Jim. Zu groß für meinen Geschmack und außerdem sowieso ein Top, sofern er schwul war.

Neben ihm saß ein kleinerer Typ aus dem Drogendezernat. Er hatte braune Haare, ein bisschen Bart am Kinn und eine noch deutlich sichtbare, hellere Linie am Finger, wo vor kurzem noch ein Ehering gewesen sein musste. Steven.

Hatte noch nie was für Bärte übrig gehabt. Fühlte sich komisch an, wenn man einen geblasen bekam. Geschieden, könnte aber auch ein Spätzünder sein, keine Ahnung. Zu anstrengend für einen One-Night-Stand.

Auf meiner rechten Seite sah ich einen Kerl vom Raub/Zeugenschutz, der ziemlich starke Ähnlichkeit mit einem Wrestler hatte. Er trug seine lockigen, roten Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden und hatte überall Tattoos, die praktisch nach US-Army schrien. Ben. Der Typ Mann, der jede Nacht mit einer anderen leichten Frau schläft und sich am nächsten Tag im Büro mit seinen tollen Eroberungen brüstet.

Der Mann zwischen Thompson und Ben erhob sich und streckte mir zur Begrüßung die Hand entgegen. Und ich hatte plötzlich das Gefühl, eins dieser *Finde-den-Fehler*-Rätsel zu sehen. Er war jung, vielleicht Mitte zwanzig und ziemlich blass. Ich war ja schon ein ziemlich heller Hauttyp, aber er war so bleich, dass er beinahe durchscheinend wirkte.

Seine weiße Haut schimmerte, als würde er von innen heraus leuchten, was seine rabenschwarzen Haare seltsam deplatziert wirken ließ. Als wenn seine Haare und seine Haut nicht zusammengehörten, sondern das Universum sie zusammengemischt hatte, nur um zu sehen, was dabei herauskam.

Blaue Augen. Eisblau. Oh Scheiße, ich liebe Winter. Er war schlank, aber sportlich, wenn man von den nicht besonders ausgeprägten, aber durchaus vorhandenen Muskeln unter der Haut ausgehen konnte. Wie ein Windhund.

Sein Gesicht hatte eine erstaunlich offene Mimik, bei der sich in jedem Ausdruck Gefühle widerspiegelten – was definitiv ungewöhnlich für einen Cop war, die von Anfang an beigebracht bekommen, ihre Emotionen zu verstecken. Er trug Stoffhosen und ein beigefarbenes T-Shirt, auf dessen Vorderseite die Aufschrift *Du hast vielleicht Ohren, aber du hörst nichts* prangte. Seltsam. Vielleicht war er ja Jude. Ich zuckte innerlich die Achseln.

Im Moment lächelte er mich an. Ich wünschte mir, dass ich ihm gefiel. Dass er sich meine grünen Augen und meine platinblonden Haare mit den selbstgefärbten, violetten Strähnen genau ansah. Dass er von meinem schlanken, muskulösen Körper und meinen einladenden Grübchen fasziniert war.

Dass er die vielen Tribal-Tattoos bewunderte, die meine Arme und den Hals zierten und die weder von den ausgebleichten, schwarzen Jeans noch von meinem dunkelgrauen, kurzärmeligen Hemd verborgen wurden. Die obersten Knöpfe standen offen und das Hemd saß wie eine zweite Haut an mir. Wünschte mir, dass er die vielen Ringe und Ohringe anziehend fand, die ich anlegte, wenn ich nicht im Dienst war, um ein bisschen furchteinflößender auszusehen, was durch die Haare und Grübchen immer ein bisschen schiefging – und ja, ich musste mir oft was wegen meines Äußeren anhören.

Ich schüttelte seine Hand, ließ sie aber nicht gleich wieder los. Das hier eröffnete ganz neue Möglichkeiten. Und dann machte er den Mund auf.

»Sebastian Sumner, freut mich sehr, Sie kennenzulernen, Detective Waters.«

Ich blinzelte ein paar Mal, ziemlich perplex. Seine Stimme klang seltsam. So, als würde sie tief aus seiner Brust kommen, ohne den Umweg über seinen Kehlkopf zu gehen. Keinerlei harte Laute. Keine Satzmelodie oder Betonung. Es klang eher wie das Echo einer Stimme unter Wasser als wie eine richtige Stimme.

Mir war nicht bewusst, dass ich ihn anstarrte, bis sein Lächeln verblasste und sich seine Stirn runzelte. »Ich bin taub, nicht blöd.« Er nickte in Richtung seiner Hand, die ich noch immer in meiner großen festhielt. Verlegenheit kroch in mir hoch – aber nur für einen kurzen Moment. Immerhin war ich kein grüner Junge mehr. Ich war schon mit allen möglichen Kerlen zusammen gewesen, von seltsam bis verdammt freakig, mit Vorlieben, über die wahrscheinlich kein normaler oder geistig gesunder Mensch im Alltag stolpern würde.

»Sorry.« Ich grinste ihn vollkommen entspannt mit einem mutwilligen Funkeln in den Augen an. »Deine Hand lässt sich so gut festhalten.« Ich beobachtete, wie sich das Stirnrunzeln in Überraschung auflöste und mein Grinsen wurde breiter. Oh, der Ausdruck gefiel mir schon deutlich besser. Ich würde ein bisschen experimentieren müssen, um zu sehen, ob ich ihn wiederholen konnte.

»Wollen wir dann?« Das Grollen der tiefen Stimme meines Partners vibrierte durch den Raum und vertrieb die angespannte Stimmung – auch wenn nur die anderen es als solche wahrzunehmen schienen, da ich eigentlich ganz zufrieden damit war. Ich wandte meinen Blick nicht von Sebastian ab, der ein paar Mal blinzelte, leicht errötete und sich über den Nacken rieb, während er sich setzte. Wir taten es ihm nach. Bier und Pizza wurden verteilt.

»Willst du auch eins, Jordan?«, fragte Jim und nickte in Richtung des Beistelltischs, auf dem die Bierflaschen standen. Seine schmierige Erscheinung wurde von dem vielsagenden Lächeln noch unterstrichen.

Ablehnend schüttelte ich den Kopf. »Nein, danke. Ich trink' nicht. Familiengeschichte.«

»Okay.« Jim zuckte die Schultern. Die Art, wie er in meine Richtung schielte und mich von oben bis unten musterte, verriet, dass er wohl sexuell in alle Richtungen offen oder metrosexuell war – oder mit welchem *In*-Wort man das auch immer gerade bezeichnete. War ja grundsätzlich nichts Schlechtes. Nur nicht mein Typ.

Was ich Jim auch gleich klar machte, indem ich Sebastian während der ganzen Zeit, in der das Essen und die Getränke verteilt wurden, anstarrte. Zwischendurch garniert mit ein bisschen lockerem *Small Talk* über Baseball oder Football oder irgendeine andere Sportart, die was mit *Bällen* zu tun hatte.

Ich bemerkte, dass Sebastian sorgfältig die Lippen seiner Gegenüber beobachtete. Er konnte also Lippenlesen. *Noch besser*, dachte ich, als ich mich fest entschloss, diesen jungen Mann ins Bett zu bekommen. Ich musste ihn nur erobern. Und ein Plan dafür formte sich bereits in meinem Kopf.

Er warf mir einen Seitenblick zu und bemerkte, dass ich ihn anstarrte. Er biss sich auf die Unterlippe. Voll und rot, wie reife Erdbeeren, mit Sicherheit köstlich. Ich hatte schon immer eine ziemliche orale Fixierung gehabt. Alles, was mit Essen zu tun hatte, war schon mal prinzipiell gut. Und all die Sachen, die mit Sex zu tun hatten... Ich hätte ihm tage- und nächtelang den Arsch lecken können, bis meine Zunge taub wurde.

Sebastians Lippen waren wie dafür geschaffen, geküsst zu werden, dass man an ihnen saugte und über sie leckte. Ich konnte es kaum erwarten, ihren Geschmack zu erforschen. Ja, ich war ziemlich aggressiv, wenn es um Sex ging. Wenn ich etwas oder jemanden sah, den ich wollte, stürzte ich mich praktisch darauf.

Aber Sebastian würde vermutlich ein bisschen mehr Fingerspitzengefühl erfordern, überlegte ich, als ich sah, wie seine Stirn sich erneut nervös runzelte.

Plötzlich platzte es mit dieser tiefen Stimme aus ihm heraus: »Soll ich dir ein Foto machen? Dann hast du länger was davon.«

Totenstille breitete sich im Zimmer aus und die Blicke der anderen wanderten angespannt zwischen Sebastian und mir hin und her. Ich schloss aus ihrer Unsicherheit, wie sie auf den unerwarteten Ausbruch reagieren sollten, dass Sebastian genauso neu in der Pokerrunde war wie ich.

Ich lachte nur leise – und holte mein Handy aus der Hosentasche, richtete die kleine Kameralinse auf ihn und machte grinsend einen Schnappschuss von seinem fassungslosen Gesichtsausdruck.

»Gute Idee, Süßer.«

Zu überrascht, um irgendetwas zu sagen, starrte Sebastian auf meine lächelnden Lippen, um zu ergründen, ob er auch alle meine Worte richtig gelesen hatte. Ich lehnte mich vor, schob das Handy zurück in meine Hosentasche und sorgte dafür, dass sein Blick weiterhin auf meinen Lippen lag.

»Jepp, du hast schon richtig verstanden. Es sei denn, ich soll's nochmal wiederholen?« Entspannt lehnte ich mich zurück, wartete aber gar nicht auf eine Antwort, sondern schaute einmal in die Runde. »Also, wollten wir nicht spielen?«

Es war, als hätte jemand einen Schalter umgelegt, der die Maschine wieder ins Rollen brachte. Plötzlich begannen alle gleichzeitig, zu reden und sich zu bewegen. Ich grinste. Ich mochte es, meine Umwelt zu überraschen. Das machte es leichter, andere Menschen richtig einzuschätzen. Ihre Reaktionen waren ehrlicher und mit weniger Hintergedanken durchsetzt, wenn sie mit etwas Neuem, Unerwartetem konfrontiert wurden. Mal ganz abgesehen von etwas, das sie emotional durcheinander brachte.

Die meisten Menschen waren nicht daran gewöhnt, aus ihrer Routine gerissen zu werden. Nicht mal die Leute, die behaupteten, dass sie immer auf der Suche nach dem nächsten Kick waren.

Wir spielten ein paar Runden *Texas Hold 'em*. Nicht das erste Mal für mich. Aber zum ersten Mal seit langem spielte ich wieder um Geld – sogar mit Freunden. Wenigstens spielten sie mit einem Limit für den Pot. Wäre andernfalls auch problematisch gewesen, denn die Behörde wertete so etwas dann als Glücksspiel, was aus gutem Grund nicht gerne gesehen wurde. Cops, die Schulden machten, waren keine gute Sache, für niemanden.

Es war ziemlich schnell klar, wie jeder einzelne spielte. Mein Partner spielte zum Spaß, um sich mit seinen Kumpels einen netten Abend zu machen, und es kümmerte ihn wenig, ob er dabei gewann oder nicht. Jim spielte, um zu gewinnen, und war sich auch nicht zu fein zu schummeln. Wenn er dabei erwischt wurde, tat er es als Scherz ab.

Steven war unglaublich schlecht, was ihm allerdings nichts auszumachen schien. Es war allen klar, dass er im Kopf mit ganz anderen Dingen beschäftigt war – vermutlich mit seiner Ehe. Ben war ehrgeizig und spielte mit roher Gewalt, aber wenig Können und er war ganz offensichtlich ein schlechter Verlierer. Jedes Mal, wenn der Pot an ihm vorbeiging, warf er seine Karten über den kompletten Tisch und grollte dabei wie ein Bär.

Nach sechs Runden, die alle Sebastian gewonnen hatte, war klar, dass er der beste Spieler am Tisch war. Was mich dazu brachte, ihn noch interessanter zu finden. Ich konnte meinen Blick nicht von ihm lassen.

Er lachte so impulsiv und ehrlich aus dem Bauch heraus los und seine seltsame Stimme machte dabei eine tonale Jo-Jo-Bewegung von tief unten nach ganz oben. Auf seinem Gesicht spiegelte sich jede Emotion wider, er hielt nichts zurück. Er schien kein bisschen Unehrllichkeit oder Hinterlist zu besitzen – was äußerst verwirrend war, wenn man bedachte, wie gut er pokerte. Er war so süß und unschuldig, dass mein Schwanz sich pochend aufrichtete, um ihm Beifall zu klatschen.

»Erhöht auf zehn, Jordan«, sagte Thompson. Ich hörte die Warnung in seiner Stimme klar und deutlich: *Lass die Finger von Sebastian*. Ich musste ihn nicht ansehen, um den Beschützerinstinkt wahrzunehmen, den mein Partner gegenüber dem körperlich schwächeren, jungen Mann an den Tag legte. Thompson war eben so, immer auf der Jagd nach jemandem, den er beschützen konnte.

Sebastian beobachtete Thompsons Gesicht aus dem Augenwinkel, wie er es bei allen machte, und sah dann mich an. Ich mochte es, wie unglaublich groß die hellblauen Augen durch ihren offenen Ausdruck wirkten.

»Gehe mit«, antwortete ich ruhig und legte einen Zehn-Dollar-Schein in den Pot, während ich Sebastian weiterhin bewundernd mit Blicken maß. Der junge Mann rutschte unruhig auf seinem Sitz hin und her und war sich meiner Beobachtung nur zu bewusst. Er leckte sich über die Lippen und ich wurde hungrig.

Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann ich das letzte Mal solche Lust auf einen Kerl gehabt hatte. War ja nicht so, dass ich permanent mit einem Ständer in der Hose durch die Gegend lief. Kein Kerl war *so* schwul – egal, was Heteros da so dachten. Nicht mal in Gay-Clubs war das die Regel, wo man prinzipiell nur hinging, um jemanden abzuschleppen.

»Hast du ein Problem mit Leuten, die taub sind?«, fragte Sebastian plötzlich und seine Stimme war lauter als normal, entweder um meine Aufmerksamkeit zu bekommen oder um besonders nachdrücklich zu klingen, was ihr aber keine andere Stimmfarbe als sonst gab. Sein Tonfall war nicht wütend. Eher verwirrt. Oder war das Enttäuschung? Oh Gott, hoffentlich nicht!

Ich lachte leise und musterte ihn gründlich von oben bis unten, während ich ihm etwas anbot, auf das er reagieren konnte. »Trägst du Kontaktlinsen?«

Sein Stirnrunzeln verschwand erneut und er konnte mich nur irritiert anstarren, also wiederholte ich meine Worte. Allerdings sprach ich dabei nicht lauter, sondern betonte lediglich die Silben deutlich mit den Lippen.

Verdutzt schüttelte Sebastian den Kopf, die schwarzen Strähnen folgten der Bewegung. »Nein, ich sehe völlig normal.« Jetzt war er an der Reihe, mich zu mustern, als ob mein Körper ihm verraten könnte, warum ich mich so verhielt. »Warum?«

Plötzlich schien er sich zu ärgern, dass er die Frage überhaupt gestellt hatte, und er kaute wieder auf der Innenseite seiner Unterlippe oder Wange. Schien eine nervöse Angewohnheit von ihm zu sein – was ich inzwischen wusste und womit ich ziemlich zufrieden war. Verdammte, das hätte ich auch machen können. Das Knabbern, meine ich. Naja, vielleicht später. Wenn ich ihn in meinen Fängen hatte.

Ich lachte wieder, diesmal mit einem breiten Grinsen im Gesicht, während ich mich vorlehnte und meine Ellenbogen auf dem Tisch abstützte. »Weil du mit Abstand die blauesten Augen hast, die ich jemals gesehen habe. Wie Eis. Wie wolkenloser Himmel im Sommer. Wie Sapphire.« Ich zuckte die Schultern, wandte den Blick aber nicht ab. »Schöne Augen.«

Jepp, ich kam der Sache definitiv näher. Sebastian blinzelte ein paar Mal, als wären seine Augen trocken. Flüchtig fragte ich mich, ob er nicht vielleicht doch hetero sein könnte. War immerhin nicht völlig ausgeschlossen. Nur weil jemand rot wurde, wenn man ihn anstarrte, musste das noch lange nichts heißen, weder in die eine, noch in die andere Richtung.

Schwule Polizisten neigten in Großstädten dazu, sich zusammenzurotten, als würden sie Zuflucht vor dem Rest der Welt oder ihrem Job suchen. Der Grund dafür war nicht unbedingt Angst, sondern einfach nur die Tatsache, dass sie bei ihren Kollegen nicht sie selbst sein konnten – was verdammt schade war.

Es war zwar nicht so, dass alle Heteros uns feindlich gesinnt oder engstirnig waren, aber die meisten stellten sich auch nicht sofort mit Begeisterung hinter einen. Und manchmal war es einfach gut zu wissen, wo man stand.

Das Spiel ging weiter, während Sebastian etwas Unverständliches als eine Antwort auf meinen Kommentar murmelte. Eine ehrliche Reaktion, aber schwer einzuschätzen. Damit war immer noch nicht klar, ob er nun schwul war oder nicht. Ich hätte wahrscheinlich auch einfach fragen können, aber es machte mir Spaß, bei ihm ein bisschen zu raten. Es machte die Jagd... aufregender und zu einer Herausforderung.

Wenn er hetero war, wäre es möglich, ihn zur dunklen Seite zu bekehren? Könnte ich ihn in Versuchung führen? Scheiße, ich würde es auf jeden Fall probieren!

Ich wartete, bis er wieder unsicher in meine Richtung blickte, worauf ich nicht lange warten musste. »Aus welcher Abteilung bist du eigentlich?«

Er schaute auf meine Lippen und schien aufgrund des harmlosen Gesprächsthemas ruhiger zu werden. »Ich bin jetzt in der Beweismittelverwaltung, arbeite in der Asservatenkammer. Vorher hab' ich mich um das Archiv der ungelösten Fälle im Keller gekümmert, aber ich bin diese Woche nach oben versetzt worden.«

Oh Mann, ich stand auf diese unmelodische Stimme. So tief, so dunkel. Ein bisschen nuschelig, aber er bewegte die Lippen mehr als normale Menschen, hatte eine deutlichere Aussprache. Sein ausdrucksstarker Mund war dabei überaus hypnotisch, wenn man ihn ansah.

»Man sollte jemand so hübsches wie dich nicht in ein Kellerloch stecken. Freut mich, dass du jetzt oben bist. Dann werden wir uns ja wohl öfter sehen.« Ich unterstrich meine zweideutige Aussage mit einem ebenso zweideutigen Grinsen.

Seine Brauen zogen sich verärgert zusammen und er kaute auf seiner Unterlippe, als würde er überlegen, ob ich ihn einfach nur verarschen wollte. Und je unsicherer er war, desto mehr gefiel er mir.

Ich mochte diese zornig gerunzelte Stirn, das nervöse Knabbern, die entnervten Blicke, die er mir unter seinen dichten Wimpern hervor zuwarf. Ich würde ihm keine Chance geben, seine Aufmerksamkeit von mir abzuwenden, deswegen verpasste ich ihm die nächste Breitseite.

»Kannst du auch ASL?« Jetzt war sein Gesichtsausdruck vollkommen ratlos. Okay, ich musste also darauf achten, keine Abkürzungen zu benutzen. »*American Sign Language*... Gebärdensprache.«

Sebastian schnaubte abfällig, nickte aber und starrte auf meine Lippen. Er vermied es absichtlich, nach oben und mir in die Augen zu sehen. Interessant. »Ja, natürlich.«

»Du kannst verdammt gut Lippenlesen.« Das Kompliment war absolut ernst gemeint.

Ein unsicheres Lächeln huschte über seine Lippen. Eher ein Zucken. »Danke...«

Als ich nichts weiter sagte und ihn nur freundlich anlächelte, entspannte er sich ein bisschen und mein Lächeln vertiefte sich. Ich wollte gerade hinzufügen, dass es mir gefiel, wie er speziell *meine* Lippen las, aber mir kam der Gedanke, dass ich ihm vielleicht eine Flirtpause gönnen sollte. Gespräche über alltägliche Themen lullten ihn genug ein, dass ich an ihn herankam. Ich wollte ihm unter die Haut gehen. Auf die Haut. Ich wettete, er hatte überall weiche, haarlose Haut. Zumindest sah er danach aus.

»Wie lange bist du schon Polizist?«, fragte ich neugierig, weil ich nicht wollte, dass sein Blick zu lange von meinem Mund verschwand. Ich wusste, dass er hinsah, um zu verstehen, was ich sagte, aber das war mit Abstand die erotischste Form der Kommunikation, die ich je erlebt hatte. Eine ganz neue Erfahrung für einen Kerl wie mich, der normalerweise nur seinen Körper sprechen ließ. Harte Körper, die sich aneinander rieben. Die beide das Gleiche wollten. Kein Platz für Missverständnisse. Kein Bedarf für Worte.

Sebastian schüttelte den Kopf und das Thema schien ihm ein wenig unangenehm zu sein, so wie er sich auf seinem Stuhl wand. Mein Partner versuchte, meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber ich ignorierte ihn absichtlich.

Sebastian befeuchtete sich die Lippen und biss wieder darauf. »Ich bin offiziell kein Cop. Ich bin nur ehrenamtlicher Polizist. Ich hab' die Ausbildung, aber ich kann keinen Streifendienst machen, weil ich taub bin. Ich werde bezahlt, aber... nur Schreibtischarbeit für mich.« Er schien das zu bedauern und das konnte ich durchaus verstehen. Es hatte mal eine Zeit gegeben, in der allein der Gedanke, dass ich vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche an einen Schreibtischstuhl gefesselt sein könnte, mir kalte Schweißausbrüche verursacht hatte. Das war allerdings gewesen, bevor ich angeschossen worden war.

»Tut mir leid«, sagte ich, bevor ich merkte, dass er mich nicht ansah, mich also gar nicht hören konnte. Es gab eine Freiwilligentruppe in New York und ich hatte ein paar Mal mit ihnen zu tun gehabt. Sie waren ausgebildet wie normale Polizisten, aber sie waren komplett ehrenamtliche Mitarbeiter, wurden auch nicht bezahlt und durften keine Waffen tragen. Soweit ich wusste, gab es das in DC nicht. Ich denke der Grund, warum Sebastian bezahlt wurde, waren seine Fähigkeiten, die er über die ehrenamtliche Tätigkeit hinaus mitbrachte – wie das Lippenlesen, das er so exzellent beherrschte.

Er sprach weiter, als wäre das Gespräch nie von mir unterbrochen worden. »Ich arbeite außerdem für die *Kooperation für und mit Taubstummen*. Die können immer jemand wie mich gebrauchen. Und ich kann so gut Lippenlesen, dass ich ein paar anderen Abteilungen beim Sichten von Überwachungsvideos helfen kann. Fällt mir selbst bei Videos mit schlechter Qualität leicht. Wenigstens das kann ich.«

Bei diesen Worten lächelte Sebastian ein bisschen und es war ein schöner Anblick. Aus irgendeinem Grund, den ich selbst nicht näher benennen konnte, gefiel es mir gar nicht, Sebastian so traurig zu sehen. Scheiß Regeln. Mussten immer irgendwen aus irgendeinem dummen Grund ausschließen.

Na schön, Cops mussten in der Lage sein, sich über Funk zu verständigen. Aber es musste doch möglich sein, eine Lösung für jemanden zu finden, der so fähig und begeistert bei der Sache war wie Sebastian.

Vielleicht konnte ich da ja ein bisschen recherchieren. Zumindest würde mir das einen Grund geben, ihn erneut anzusprechen und ihm zu zeigen, dass ich Interesse an ihm hatte. Oder vielleicht dachte er dann, dass ich meine Nase in Dinge steckte, die mich nichts angingen.

Aber ich war nicht der Typ, der vor so etwas zurückschreckte, also musste ich einfach abwarten, wie sich das Ganze zwischen uns entwickelte.

Als Sebastian mich das nächste Mal anschaute, um zu sehen, ob ich das Gespräch weiterführte oder vielleicht auch nur, weil er meine Reaktion abschätzen wollte, senkte ich zum ersten Mal als erster von uns beiden den Blick.

»Tut mir leid«, wiederholte ich. »Vielleicht ändern sie's ja in absehbarer Zeit...« Beschissene Antwort und am liebsten hätte ich den lahmen Kommentar sofort wieder zurückgenommen. Eine faule Ausrede. Sah mir gar nicht ähnlich, so um den heißen Brei herumzureden. Aber aus irgendeinem Grund wollte ich Sebastian nicht verletzen. Indem ich seine Hoffnungen zerstörte zum Beispiel.

Wir schwiegen eine ganze Zeit lang, während die anderen weiterspielten – und uns ab und zu vorsichtige Blicke zuwarfen. Schließlich war er es, der die Stille durchbrach.

»Regeln gibt es aus gutem Grund.«

Das weckte mein Interesse. Mit einem zweideutigen Funkeln in den Augen sah ich hoch. Ich persönlich war nie jemand gewesen, der sich groß an Regeln hielt – und das obwohl es mein Job war, dafür zu sorgen, dass andere es taten. Paradox, das war mir klar.

»Wirklich? Du hast also noch nie was Verbotenes getan? Dich immer an die Vorschriften gehalten?« Ja, das war Absicht, weil ich ihn provozieren wollte.

Die eisblauen Augen blitzten, die ausdrucksstarken Lippen zuckten kurz, als würde ein Lächeln über sie huschen.

»Verrat ich nicht.«

Oh, gute Antwort, dachte ich begeistert. Ich hätte versuchen können, ihm ein Geständnis zu entlocken, aber ich war der Meinung,

dass so eine Konversation besser in einem privateren Rahmen geführt werden sollte. Also wechselte ich das Thema so gleichmütig ich konnte.

»Was bevorzugst du? ASL – ich meine, Gebärdensprache oder Lippenlesen?«, fragte ich höflich.

Wieder beruhigter zuckte Sebastian die Schultern. »Kommt drauf an, mit wem ich rede.« Er wirkte ein bisschen trotzig, als wenn er eine bestimmte Reaktion von meiner Seite aus erwartete. Ich fragte mich, welche. »Die meisten Leute können keine Gebärdensprache, wenn sie nicht taub sind oder jemanden kennen, der taub ist.« Oh, das beabsichtigte er also damit. Er wollte mich ärgern.

»Ich bin ziemlich gut in Sprachen. Ich lass es auf 'nen Versuch ankommen.« Ich hob meine großen Hände, die schwielig und narbenbedeckt von meinen früheren Jobs waren, und wedelte ziellos durch die Luft. »Sind die zu groß, um ordentliche Gebärden zu machen? Schätze, ich bin nicht grad' elegant.«

Sebastians angriffslustige Stimmung schwand und er schenkte mir sogar ein schiefes Lächeln für meine Bemühungen. »Kommt nicht auf die Größe an – wie bei so vielen Dingen.«

Oh, er fing an, mir Kontra zu geben. Ich grinste und seine Wangen röteten sich.

»Danke... oder so.« Ich machte deutlich, dass ich es nicht böse meinte, indem ich zurückgrinste, und seine Augen glitzerten. Ich schwöre, dass sie genau das taten. Ich glaube nicht, dass mir jemals zuvor der Gedanke gekommen war, dass Augen das konnten. Ich habe Glitzern immer mit Sternen am Nachthimmel assoziiert oder mit depressiven Teenager-Vampiren. Trotzdem hatten Sebastians Augen einen Glanz, der mir ganz warm werden ließ.

Als Antwort auf meine Worte biss er sich auf die zitternde Unterlippe, als hätte er Schwierigkeiten, ein Lachen zu unterdrücken. Oh Mann, er sah einfach zum Anbeißen aus. Ich fragte mich, wie er wohl reagieren würde, wenn ich einfach zu ihm hinüber ging und ihn küsste.

Na schön, das wäre vielleicht nicht der klügste Schachzug gewesen. Zumindest nicht in einer Hetero-Runde wie dieser hier, an einem Männerabend wie diesem. Vielleicht konnte ich ihn ja überreden, mit mir in eine Gay-Bar zu gehen – natürlich nur um als Freunde einen trinken zu gehen. Man musste ja klein anfangen.

Für eine ganze Weile ließ ich die Stimmung vor sich hin köcheln und wir konzentrierten uns alle auf das Spiel. Inzwischen waren wir von *Texas Hold 'em* zum normalen Poker übergegangen. Ich hatte eine Pechsträhne. Was vorhin noch ein Haufen Geld gewesen war, schrumpfte zu ein paar Scheinen zusammen, von denen keiner höher als ein Fünfer oder Zehner war. Ich konnte spüren, wie das Spielende für mich rapide näherkam. Zeit, etwas dagegen zu tun.

Ich peilte Sebastian kurz an und sah, wie viel Spaß er hatte. Er hatte auch allen Grund dazu, immerhin gewann er die ganze Zeit. Das mit Abstand meiste Geld lag vor ihm. Er bemerkte meinen Blick, zwinkerte mir spielerisch zu und streckte mir sogar die Zunge raus. Kindisch, aber so unglaublich niedlich. Eine winzige Geste und ich wollte ihn hier und jetzt bespringen.

»Freut mich zu sehen, dass du beim Poker nicht *beeinträchtigt* bist.«

Da er mich anschaute, sah er deutlich, was ich sagte. Sein Lächeln verblasste. Vermutlich war er es gewöhnt, dumme Kommentare von Fremden zu bekommen, aber von einem Freund und Kollegen...

»Nein, aber du bist sozial *beeinträchtigt*.« In seinen Augen loderte es. Also konnte er ohne Probleme für sich selbst eintreten. Gut zu wissen. Immerhin wusste ich jetzt, dass ich bei ihm austeilen konnte.

»Du hast ein ganz schön vorlautes Mundwerk, Süßer.« Ich lachte und spielte unbeeindruckt weiter, beobachtete dabei aber weiter Sebastian, der erneut auf seiner Unterlippe kaute. Sein Blick huschte zwischen den Karten und mir hin und her.

»Und dein Mundwerk könnte ein bisschen Seife vertragen.« Auch er spielte weiter. »Oder einen Knebel.«

Ich lachte laut über den Konter und meine Fantasie übernahm den Rest für mich.

Als wollte er seine Siegesicherheit noch unterstreichen, setzte Sebastian dieses Mal ziemlich viel Geld auf seine Karten. So viel, dass ich nicht mitgehen konnte, so pleite wie ich war.

»Leute, kann mir jemand aushelfen? Geb's euch auch sofort beim nächsten Gehalt wieder.«

Thompson schmunzelte und seine breiten Schultern zuckten wie unter einem Erdbeben. »Klar. Ich krieg' mein Geld von dir zurück, Jordy, so oder so!«

Ich grinste und versicherte mich mit einem Blick in die Runde, dass das für die anderen auch in Ordnung war. Als ich bei Sebastian angelangt war, musste er praktisch zustimmen, nachdem keiner vor ihm abgelehnt hatte. Also nickte er nur. Aber er hatte ein schiefes, selbstzufriedenes Grinsen auf den Lippen.

Einer nach dem anderen war raus, bis nur noch Sebastian und ich übrig waren – und ein großer Haufen Knete zwischen uns auf dem Tisch. Er war dran mit Aufdecken und breitete sein exzellentes Blatt – ein Full House mit Buben und Fünfern – mit seinen langen, schlanken Fingern vor sich aus. Finger, an denen ich zu gerne mal gesaugt hätte.

»Ich gewinne!«, brüllte Sebastian vollkommen begeistert und klatschte wie ein Kind entzückt in die Hände, bevor er nach den Geldscheinen langte.

Meine Hand landete so schnell auf seiner, dass er erschrocken Luft einsog. Egal, wo mich das Leben noch hintreiben, und egal, was ich dabei noch erleben würde, dieses kleine Vorort-Esszimmer im Haus meines Partners war für mich ab jetzt ein Ort der Wunder. Ein magischer Ort, weil ich hier zum ersten Mal Sebastians Hand berührte. Wo ich zum ersten Mal seine Haut spürte, samtig und weich, haarlos und weiß. Wo die Wärme seines Körpers direkt in meinen zu strömen schien. Wo ich zum ersten Mal die versteckte Kraft dieser langen, eleganten Finger fühlte, deren eigene Stimme ich kaum abwarten konnte zu sehen und zu verstehen. Wo der simple Kontakt zweier Hände ein unausgesprochenes Versprechen verhielt.

Irritiert runzelte er die Stirn, war jedoch überrascht, als er mein durchtriebenes Grinsen sah. Wortlos präsentierte ich mit der freien Hand meine Karten. Vier Neunen.

Ich drückte seine Hand leicht, um seinen vollkommen perplexen Blick wieder auf mich zu ziehen, legte den Kopf schief und genoß diesen Moment des Triumphs, auf den ich von Anfang an gespannt gewartet hatte.

»Nein, *ich* gewinne.« Ich löste seine Hand sanft von den Geldscheinen und hielt sie noch einen Moment fest – bis sein Schock in Frustration umschlug, als er erkannte, dass ich *ihn* anstatt der Karten ausgespielt hatte. Er riss seine Hand aus meinem Griff.

»Du hast geschummelt!«, knurrte Sebastian aufgebracht und starrte mich unter seinen langen, schwarzen Wimpern heraus wütend an.

Ich lachte amüsiert, während ich aufstand und begann, langsam die Geldscheine von der Tischmitte einzusammeln. Ich nahm mir die Zeit, mich zu erklären.

»Nein, ich habe getrickst.«

Nervös biss er sich auf die Unterlippe und antwortete dann leise: »Das heißt, die ganze Zeit, als du mich angestarrt und dumme Kommentare gemacht hast...«

Ich grinste und zwinkerte ihm zu, spiegelte damit seine Geste von vorhin. »Du bist der beste Spieler der Runde. Als ich dich aus dem Konzept gebracht habe, galt das auch für die anderen. Hat deine Aufmerksamkeit vom Spielen abgelenkt. Und deswegen stecke ich jetzt dein Geld ein.«

Ich sah in die Runde. Alle anderen hatten den gleichen, überfahrenen Gesichtsausdruck – mit Ausnahme meines Partners, der nicht mal halb so überrascht zu sein schien, wie ich erwartet hatte. Ich zwinkerte auch ihnen zu.

»Und euer Geld genauso. Vielen Dank, Jungs.«

»Du gibst uns wohl nicht die Chance, die Kohle zurückzugewinnen?«, fragte Ben neben mir, genauso knurrig – nicht weil ich gewonnen, sondern weil er verloren hatte. Nicht das Gleiche für jemanden, der so spielte wie er. Nämlich schlecht.

»Nope.« Ich lachte und stopfte die Scheine in meine Hosentasche.

»Du Arschloch! Nächstes Mal nehmen wir dich bis aufs Letzte aus!« Jim lachte und grinste mich auf eine Art an, die mir ein ganz deutliches Signal gab. *Verdorbenes, schmutziger Sex.*

Ja klar, *den* Kerl könnte ich sofort haben – aber ich wollte Sebastian. Leider spielte das Leben nicht immer so mit, wie man es gerne hätte und nicht alle Anziehung traf auch auf Gegenseitigkeit.

Ich wandte mich demonstrativ meinem Partner zu und sendete damit meinerseits eine stumme Botschaft an Jim: *Kein Interesse.*

»Ich werd' dann mal langsam abhauen. Danke, Leute, hat echt Spaß gemacht.«

Thompson nickte mir mit einem zufriedenen Grinsen zu. »Wenn du das nächste Mal *trickst*, Jordy, sorg' ich dafür, dass sie deine Leiche nie finden werden.«

Ich schenkte ihm ein Lächeln und die international gültige Geste für *Fick dich*. Während die anderen noch über diesen Teil der non-verbalen Kommunikation lachten, schaute ich in die Runde.

»Da ich nicht trinke, bin ich mit dem Auto da. Wenn jemand ein Taxi braucht, stehe ich gern zur Verfügung. Fahr auch 'nen Umweg, kein Problem.«

Jim gähnte – gefühlt mit seinem kompletten Körper – und schützelte den Kopf. »Nee, ich werd' noch einen Abstecher in eine Bar die Straße runter machen.«

»Du meinst wohl den Block runter, oder? Idiot...« Ben verzog das Gesicht, bevor er mich ansah. »Ich brauch' auch keins, danke. Geh' noch eine Runde in meine Stammkneipe.« Er langte an mir vorbei und versetzte Steven einen Schlag auf die Schulter.

Der zuckte unter der groben Behandlung zusammen und rieb sich die schmerzende Stelle mit einem tiefen, wütenden Grollen. »Und unser Stevie wird hier pennen, nachdem seine Wohnung von seiner Ex-Frau besetzt ist und –«

»Wir sind noch nicht geschieden, du Wichser! Kümmer dich um deinen eigenen Scheiß!«, brüllte Steven ihn an. Es war klar, dass

er zu viel getrunken hatte. Neben seinem Stuhl lagen leere Bierflaschen herum und in seinem Glas konnte man noch den Schaum vom letzten sehen.

Oh Mann, Cops mit kaputten oder bröckelnden Ehen und einem ernsthaften Alkohol-Problem. Immer das gleiche. Immer. Ein paar Dinge änderten sich nie, egal, wo man hinkam.

»Okay, okay! Ganz ruhig!« Ben hob beschwichtigend die Hände und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Ganz offensichtlich fühlte sich Ben ein bisschen für Steven verantwortlich. Es kümmerte ihn, obwohl der Kerl nicht mal sein Partner war. Sie mussten schon seit geraumer Zeit befreundet sein, zumindest sah es von außen danach aus.

Persönliche Probleme wirkten sich tendenziell auch auf den Job aus und auch auf die wenigen langjährigen Freundschaften, die Polizisten pflegten. Wenn es nicht die langen Schichten waren, die die Leute vertrieben, waren es die zahllosen Gefahren, denen man jeden Tag aufs Neue ausgesetzt war.

Bei einigen Einheiten war es schlimmer als bei anderen: Das Rauschgiftdezernat hielt die Versuchung durch Drogen und Alkohol bereit, die Sitte die Verlockung von Sex und der sexuellen Verdorbenheit vieler Menschen und die Mordkommission sah die Menschheit in ihrer schlimmsten Form.

Und alle brachten es irgendwie mit nach Hause – auch ohne Worte. Der Job konnte tatsächlich alles zerstören, was dir etwas bedeutete, weil nur die, denen es genauso ging, es auch wirklich verstehen konnten.

Okay, also kein Jordan-Taxi für sie. Ich sah zu Sebastian hinüber, dem es sichtlich unangenehm war, Zeuge von Stevens betrunkenem Ausbruch geworden zu sein. Ich sicherte mir seine Aufmerksamkeit, indem ich mit der Hand vor ihm auf und ab wedelte – was ihm offensichtlich gar nicht passte, da er mich verärgert anstarrte.

»Was ist mit dir, Sebastian? Lust, mit dem Feind mitzufahren?«

Erst dachte ich, dass er ablehnen würde, weil er mich so stock-sauer ansah. Aber dann schielte er in Stevens Richtung, der in-

zwischen begonnen hatte, in sein Bierglas zu heulen, während die anderen ihn mit äußerst männlichem Schulterklopfen aus sicherer Entfernung trösteten.

Sebastian nickte stumm in meine Richtung, was ich an meinen Partner weitergab. Ein ganzes Gespräch mit so wenigen Gesten. Sebastian erhob sich und wir verließen die Runde.

Kapitel 2

Mein großer, schwarzer SUV hatte getönte Scheiben und ein schlichtes Innendesign aus schwarzem Leder. Sonderausstattung. Aufgemotzt bis zum Gehtnichtmehr. Ich liebte mein Auto und ich kümmerte mich jeden Tag vorbildlich darum. Ich nahm selten einen meiner One-Night-Stands darin mit und anders als bei dem Fahrzeug davor hatte ich auch nie Sex darin. Aber das war auch billig genug für diese Art von schnellem, schmutzigem Fick gewesen.

Als ich hinter dem Steuer Platz nahm, glitt Sebastian auf den Beifahrersitz und schnallte sich umgehend an. *Wahrscheinlich ein Ergebnis von vielen, tollen Sicherheitsermahnungen in seiner Kindheit*, dachte ich, während ich es ihm gleichtat. Ich wandte mich ihm zu, um ihn ansehen zu können, und startete gleichzeitig den Motor.

Er wirkte ruhig und entspannt. In seinem Gesicht war keine Spur von Ärger mehr zu sehen, als hätte er all das beim Verlassen des Hauses komplett an der Türschwelle zurückgelassen.

Blind berührte ich das Touchpad des Navigationssystems, den Blick immer noch auf Sebastian gerichtet, der schließlich bemerkte, dass ich ihn ansah, weil der Motor lief, wir uns aber nicht bewegten.

»Wo wohnst du?«, fragte ich und machte als Erklärung eine kleine Geste in Richtung des Navis.

Er gab mir seine Adresse und ich tippte sie ein. Geplante Ankunftszeit in etwa vierzig Minuten. Ich grinste in mich hinein und entschied, dass ich daraus mindestens eine Stunde machen konnte. Ich wollte Sebastians Gesellschaft – und jetzt saß er hier mit mir im Auto fest. Ich würde mein Möglichstes tun, um die Situation auszunutzen.

Als ich den Wagen durch die dunklen, menschenleeren Straßen des Vororts lenkte, wo sich Haus an Haus und Hecke an Hecke reihte, blickte ich durch die Frontscheibe nach oben. Am Nachthimmel waren dunkle, tief hängende Wolken zu sehen, die das Versprechen auf Regen gaben und es sicher auch bald einlösen würden. Kein einziger Stern.

Die Straßenlaternen verströmten ihr gedämpftes Licht in diffusen Lichtkegeln auf den Asphalt, der bereits feucht glänzte. Es musste schon ein bisschen geregnet haben, bevor wir rausgekommen waren, denn die Luft roch nach regennasser Erde.

Eine Weile fuhren wir schweigend, bis Sebastian die Hand nach dem Radio ausstreckte und begann, sich durch die Sender zu tippen. Er drehte die Lautstärke so weit hoch, dass das statische Rauschen zwischen den Radiosendern meine Nerven zucken und die Haare in meinem Nacken sich aufrichten ließ.

Ich packte seine Hand, um ihn aufzuhalten, und sein Blick ruckte zu mir hoch.

»Rock?«, fragte ich und seine Brauen zogen sich ein wenig zusammen. Ich wusste nicht, warum, vielleicht hatte er mich nicht verstanden. Es war ziemlich dunkel im Auto. »Du suchst nach Rockmusik, oder? Etwas mit Rhythmus, Schlagzeug und Bass, ja?«

Sein Gesichtsausdruck entspannte sich wieder und er nickte. »Ich kann die Musik fühlen.« Er zuckte gleichmütig die Schultern. »Wenn sie laut genug ist.«

Ich grinste, auch wenn er mich nicht ansah und deswegen weder meinen Ausdruck sehen konnte, noch ob ich etwas sagte – was ich nicht tat.

Ich hatte einen Rocksender im Radio programmiert, wählte ihn an und drehte die Lautstärke bis zur Schmerzgrenze hoch. Für eine Weile war das Wummern und Kreischen der Musik so durchdringend und lärmend, dass der Rückspiegel zitterte. Ich war nicht taub – aber ich würde es mit Sicherheit bald werden, wenn das noch lange so weiterging –, aber sogar ich fühlte den treibenden Rhythmus in der Karosserie des Autos. Er hallte in meinem Körper wider, ging mir durch Mark und Bein. In Gay-Clubs ging ich so gut wie jedes Mal auf die Tanzfläche, aber heute war das erste Mal, dass ich darüber nachdachte, Musik zu *fühlen*. Und das nur wegen Sebastian.

Ich warf meinem hübschen, stummen Passagier einen Seitenblick zu und bemerkte, dass er sich auf seinem Sitz im Rhythmus der Musik bewegte.

Es sah aus wie eine Mischung aus Tanzen im Sitzen und Aerobic. Seine Bewegungen waren nicht so fließend wie meine, wenn ich Musik hörte und fühlte, und wirkten manchmal abgehackt, als er sich den Vibrationen anpasste, die durchs Auto hämmerten. Ich fragte mich flüchtig, wie er wohl aussehen würde, wenn er auf den Beinen war und wirklich tanzte und ob er sich dann mit derselben Eleganz bewegen würde, die ich unter seiner Oberfläche vermutete. Mit derselben Anmut, die ich in ihm wahrnahm.

Ich wollte wieder diese Stimme hören. Sebastians seltsame, monotone Stimme. Also machte ich das Radio aus. Das überraschte ihn, obwohl er die tatsächliche Musik nicht hören konnte. Irritiert starrte er mich an – und ein bisschen trotzig.

In diesem Moment traf mich die Erkenntnis. Er wollte die Musik fühlen, weil das gleichzeitig bedeutete, dass wir uns nicht unterhalten mussten. Ungewollt versetzte mir das einen kleinen Stich.

»Sebastian also...«, begann ich ruhig mit einem aufgesetzten, desinteressierten Ausdruck auf meinem Gesicht, als ginge es um eine Nebensächlichkeit. »Ein ziemlich angestaubter Name. Hört man nicht mehr oft.«

Er neigte den Kopf ein wenig zur Seite, zog eine Augenbraue hoch und lachte leise. »Sehr witzig.«

Jetzt war ich verwirrt. »Hm?« Ich war dran mit Stirnrunzeln und warf ihm einen irritierten Blick zu. Scheiße. Mein Gesicht wurde sofort ausdruckslos, als mir ein Licht aufging. *Hört man nicht mehr oft*. Super, Jordan, wirklich toll. »Oh Mann, tut mir wirklich leid. Ich hab' das nicht so –«

Sein leises, neckendes Lachen schien das ganze Auto zu erfüllen. Sein Gesicht strahlte amüsiert, während ich mich am liebsten im nächsten Loch verkriechen wollte, so heiß fühlte sich mein Gesicht an. Ich konnte mich nicht mal erinnern, wann ich das letzte Mal rot geworden war. Wenn überhaupt. Nicht gerade das angenehmste Gefühl der Welt. Ich hatte das Gefühl, als stünden meine Wangen in Flammen und gerade wünschte ich mir einfach nur den Knoten in meinem Magen weg.

»War der Name meines Urgroßvaters«, erklärte Sebastian und fuhr fort, bevor ich darauf antworten konnte. »Jordy also...«, meinte er und seine Schultern zuckten immer noch vor Lachen.

Jetzt war es an mir, unruhig in meinem Sitz herumzurutschen. »Jordan«, korrigierte ich ihn mit knirschenden Zähnen.

Es stimmte schon, der Witz war nicht mehr lustig, wenn er sich gegen einen selbst wendete. Schöne Scheiße.

Er bekam es offensichtlich mit, da er ein tiefes Lachen von sich gab und mich genüsslich dabei beobachtete, wie ich mich wand.

»Wie der Fluss Jordan?«

Ich räusperte mich – nicht, dass er es mitbekommen hätte, wenn meine Stimme rauer als normal geklungen hätte. »Ja, wie der Fluss. Und ich führe auch ins Gelobte Land«, fügte ich hinzu. Diesmal hatte ich auch den Mumm, ihm mit einem Lächeln in die Augen zu sehen und zweideutig mit den Augenbrauen zu wackeln.

Sebastian lachte über meinen Kommentar und ich merkte, dass mich seine plötzlichen Gefühlsausbrüche mehr und mehr fesselten. Die Geräusche, die er dabei machte, seine offene Art und wie er alle seine Emotionen zeigte. Ich war solche Freimütigkeit nicht gewöhnt. Er sagte allerdings nichts, also dachte ich mir, dass ein kleiner Anreiz zum Fortführen unseres Gesprächs wohl nicht schaden könnte.

»Du hast keinen Akzent, also kann ich nicht sagen, woher du –«

»Ich sehe nicht, was du sagst«, unterbrach mich Sebastian unvermittelt. Erst da bemerkte ich, dass ich nach vorne auf die Straße schaute und nicht ihm zugewandt war, sodass er meine Lippen sehen konnte. Verdammt. Schon das zweite Fettnäpfchen während einer einzigen Autofahrt – und wir waren erst seit ein paar Minuten unterwegs.

Reiß dich zusammen, Jordan.

»Scheiße, tut mir leid... schon wieder«, sagte ich, nachdem ich meinen Kopf in seine Richtung gedreht hatte. Mein Blick huschte zwischen ihm und der Straße hin und her.

»Schon okay«, sagte er und ich konnte sehen, dass er es ernst meinte. Seine blauen Augen musterten mich aufmerksam, diesmal ohne sich heimlich schon ein anderes Ziel zu suchen. Ich schloss daraus, dass er das Gespräch fortführen wollte.

Ich hatte das Gefühl, mich rechtfertigen zu müssen. »Ist wohl, weil du so gut sprichst und so gut verstehst, was ich sage, dass ich manchmal vergesse, dass du taub bist«, plapperte ich los und hoffte im gleichen Moment, dass das nicht zu schnell für ihn gewesen war.

Als sich Stille zwischen uns ausbreitete, warf ich ihm einen langen, prüfenden Blick zu. Sebastians Gesichtsausdruck war seltsam, er sah so verträumt und glücklich aus, als hätte ich etwas sehr Nettos zu ihm gesagt, ihm ein Kompliment gemacht. Ich raffte es nicht, was man mir wohl auch ansah, da er mich süß anlächelte.

»Danke, Jordan. Das ist wirklich nett von dir.«

Ich hatte keine Ahnung, warum meine Vergesslichkeit bezüglich seiner Behinderung ihn so sehr freute – bis der Groschen endlich fiel. Ich behandelte ihn nicht anders als jeden anderen. Ich denke mal, das war gut. Ich denke, ich hatte ihm einen Gefallen getan.

»Sollte ich...«, begann ich, schüttelte dann aber den Kopf. Ich hatte trotzdem irgendwie das Gefühl, mich entschuldigen zu müssen, aber mir fiel kein Weg ein, ihm das zu sagen, ohne zu klingen, als würde ich ihn bemitleiden. Und das würde ihn sicher verletzen.

Aber verdammt, er *war* anders – nicht, weil er taub war, sondern weil er so komplett und absolut anders war als die Kerle, mit denen ich mich normalerweise abgab, dass es mich schwindeln ließ.

»Solltest du... was?« Er verfolgte jede meiner Bewegungen so sorgfältig und aufmerksam, dass es mich ein bisschen nervös machte. Die meisten Kerle, mit denen ich fickte, scherte es einen Dreck, wie es mir ging oder wie ich außerhalb der Horizontalen so war. Das war absolutes Neuland für mich.

»Hm, sollte ich sagen, dass es mir für dich leid tut, dass du taub bist?« Ich fühlte, wie meine Wangen wieder heiß wurden, als die Worte meinen Mund verließen. Sie klangen so dumm und kindisch, dass die Peinlichkeit für mich ungeahnte Höhen erreichte. Oder war es eher ungeahnte Tiefen? Scheiß drauf.

»Warum?«, fragte Sebastian, und zuckte vollkommen unbeeindruckt die Schultern. »Du hast mich nicht taub gemacht und es macht auch keinen Unterschied für mich, ob es dir leid tut. Und ganz nebenbei: Meine Einschränkung ist eigentlich nur für *andere* Leute eine Behinderung. *Ich* habe mich inzwischen daran gewöhnt.«

Ich runzelte die Stirn. »Okay, verstehe.« Ich wandte mich ihm kurz zu, sodass er gerade so meine Lippen lesen konnte und fügte hinzu: »Dich dran gewöhnt? Du bist nicht von Geburt an taub?«

Sebastian schüttelte den Kopf, dass die schwarzen Strähnen durch die Luft wirbelten. »Nein. Ich wurde als Kind krank, ein schlimmes Fieber. Ich habe dabei mein Gehör auf dem linken Ohr verloren. Ein paar Jahre später dann das auf dem rechten. Eine Nachwirkung laut Aussage der Ärzte.«

Ich nickte und achtete darauf, dass er weiterhin mein Gesicht sehen konnte, während ich trotzdem die Straße fest im Blick behielt. »Wie alt warst du?«

»Als ich taub wurde? Sechs. Ich erinnere mich also noch an Geräusche und Sprache. Darum spreche ich auch so gut. Wie du gerade gemeint hast.«

Ich warf ihm nach dem letzten Kommentar einen neugierigen Blick zu. Es wollte mir nur schwer in den Kopf, dass ich der Einzige war, der so dachte. Er war süß, nett und so offen für Neues. Ich war mir sicher, dass es ihm leicht fiel, mit anderen Leuten in Kontakt zu kommen. Zumindest mit denen, die seine Taubheit nicht verschreckte. Die sich darüber freuten, dass er seine Stimme oft benutzte. Ich fragte mich einen Moment lang, wie seine Freunde wohl so waren oder seine Familie – oder seine Partnerin/sein Partner.

»Meine ich auch immer noch«, antwortete ich und zog dabei die Augenbrauen hoch, damit er verstand, was ich meinte und warum. Da er lächelnd die Achseln zuckte, ging ich davon aus, dass es angekommen war. »Also, Sebastian... wie nennen dich die Leute normalerweise?«

Er starrte auf meine Lippen und seine Brauen zogen sich zusammen. Wenn ich das Funkeln in seinen eisblauen Augen richtig interpretierte, tat er das nicht, weil er mich nicht verstanden hatte.

»Sebastian. Bist *du* schwerhörig?«

Ich lachte. »Hab' mich nur gefragt, ob du einen Spitznamen hast, das ist alles.«

Er schüttelte den Kopf und verengte die Augen ein wenig. »Nein. Nur Sebastian.«

»Okay.«

Ich konzentrierte mich für eine Weile aufs Fahren. Ich machte die Scheibenwischer an, weil es begonnen hatte zu nieseln, und verlangsamte das Tempo noch ein wenig. Meine gemächliche Geschwindigkeit musste seine Aufmerksamkeit erregt haben, da er sich rüber beugte, um einen Blick auf den Tacho zu werfen.

»Fährst du immer unterhalb der Geschwindigkeitsbegrenzung?«, fragte er und in seinen blauen Augen blitzte es zweifelnd auf. »Ist es wegen dem Wetter?«

Ich lachte. »Nein. Ich mach' das nur, um dich zu nerven.«

Ich musste ihn nicht ansehen, um das leise Grollen zu hören, das direkt aus seiner Brust zu kommen schien. Leise lachend drehte ich den Kopf in seine Richtung und trotz dem, was er vielleicht beabsichtigt hatte, fixierte er meine Lippen und wartete, dass ich etwas sagte. Macht der Gewohnheit. Ich würde jede Wette eingehen, dass er sich gerade wünschte, seine Automatismen besser unter Kontrolle zu haben.

»Ich liebe die Tatsache, dass du dich gerade bodenlos über mich ärgerst, dass du auf meine Lippen schauen musst, weil ich keine Gebärden mache. Dass du – selbst wenn du wolltest – mich nicht ignorieren und den Rest der Fahrt schmollen und aus dem Fenster starren kannst.«

In den blauen Augen funkelte es erneut auf und er biss die Zähne zusammen. »Ich könnte dich sehr wohl ignorieren, ich –«

»Wirklich?«, unterbrach ich ihn mit einem wissenden Grinsen.

Sebastian biss sich so hart auf die Unterlippe, dass ich schon die Befürchtung hatte, es würde anfangen zu bluten.

»Du kannst dir ja gerne mal ansehen –«, schnappte er wütend.

»Oh, das tue ich, Sebastian«, fiel ich ihm erneut ins Wort und ertete dafür tiefe Falten auf seiner bleichen Stirn. »Glaub mir, ich sehe dich sehr genau an. Wie ein Habicht einen Hasen beobachtet.«

Er blinzelte, den Blick immer noch auf meine schmalen Lippen geheftet, hörte ich ihn nach Luft schnappen. Oh, was für ein wundervolles Geräusch. Sebastian errötete wie ein Teenager, riss sich dann aber zusammen und schluckte hart.

Er drehte sich weg und starrte aus dem Fester, die nervös zitternden Hände auf seinem Schoß ineinander verschränkt. Das gefiel mir ausnehmend gut.

Als das Auto an der nächsten Ampel zum Halten kam, lehnte ich mich in meinem Sitz zurück, deutlich ausgeglichener als zuvor. Ein Gedanke sickerte die ganze Zeit schon durch meinen umnebelten Verstand. Als er mein Bewusstsein erreichte, musste ich unwillkürlich lachen: Sebastian sah aus wie die männliche Version von Schneewittchen. *Haut, so weiß wie Schnee, Haare, so schwarz wie Ebenholz, Lippen, rot wie Blut.* Blaue Augen in der Farbe von Edelsteinen. Wie direkt aus einem Märchen entsprungen. Der Traum von einem perfekten Liebhaber.

Plötzlich schaute er nach vorne durch die Frontscheibe und runzelte die Stirn. »Es ist grün.«

Ich wandte meinen Blick nicht von ihm ab und ließ meine Hand auf dem Schalthebel ruhen. Ich hatte die Absicht, diesen wertvollen Moment mit ihm voll auszukosten. Aus dem Augenwinkel sah ich, dass die Ampel tatsächlich grün war. Ich konnte jederzeit losfahren – würde ich aber nicht.

Als er mich schließlich verärgert anschaute, grinste ich nur. »Ich dachte, du redest nicht mehr mit mir.«

Er legte frustriert den Kopf von einer Seite auf die andere und kaute auf seiner Unterlippe. »Die Ampel ist grün«, wiederholte er langsam und nickte betont in Richtung der freien Straßen.

Ich schmunzelte und hob gespielt fragend eine Augenbraue. »Und?«

Er blinzelte und sein angespannter Blick huschte zwischen meinen Lippen und meinen Augen hin und her. »D...du hältst den Verkehr auf.«

Oh, seine Stimme zitterte ein bisschen. *Das* gefiel mir.

Ich legte den Kopf in den Nacken und lachte laut auf, bevor ich demonstrativ einen ausführlichen Blick in alle Richtungen warf.

»Welchen Verkehr?« Mir war klar, dass ich ihn absichtlich reizte, aber ich mochte es, wenn er so war. Er wurde direkter, wenn er sich aufregte, als wenn er entspannt war. Seine Lippen betonten die Worte mehr, seine Hände formten gleichzeitig Gesten und sein Gesicht wurde zu einer wahren Gefühlsleinwand.

Er folgte meinem Blick um das jetzt praktisch geparkte Auto herum und seufzte zutiefst entnervt. Als wenn er erst danach bemerkt hätte, was er dadurch gerade verraten hatte, wandte er sich hastig ab und rutschte in die äußerste Ecke seines Sitzes, bis sich seine Schulter gegen die Tür drückte. Entweder war er wirklich hetero oder er machte einen auf schwer zu haben.

Oder vielleicht war ich dieses Mal einfach zu weit gegangen. Wenn er wirklich hetero war, machte ich ihm das Leben mehr als schwer. Seine Körpersprache deutete darauf hin. Es hatte schon vorher Gelegenheiten gegeben, in denen mein Gaydar versagt hatte. Vielleicht war es ja diesmal auch so.

Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf die Ampel, die inzwischen rot und wieder grün geworden war. Ich fuhr an und überlegte, ob ich ihn nicht einfach direkt fragen sollte, anstatt es selbst herauszufinden. Als wir den Freeway erreichten, lastete die Stille tonnenschwer und meterdick auf uns. Ich entschied, dass dieser Abend vielleicht lieber jetzt als später seinen deprimierenden Höhepunkt erreichen sollte, also trat ich aufs Gaspedal. Das Auto machte einen Satz nach vorne.

Nur einen Augenblick später hörte ich sein leises Lachen, das den ganzen Wagen erfüllte. Es überraschte mich vollkommen.

»Du bist so leicht aus dem Konzept zu bringen«, sagte er und einer seiner Mundwinkel zog sich zu einem provozierenden Lächeln nach oben.

Blaue Augen hielten meinen Blick gefangen, wollten sehen, ob ich einen Konter wagte. Einen Moment lang war ich nur verdattert über seinen Stimmungsumschwung. Dann lösten sich meine Zweifel jedoch in nichts auf, als ich erkannte, dass er mich ausge-trickst hatte wie ich ihn beim Pokern. Das war seine Rache gewesen und er hatte mich gekonnt ausgespielt. So ein kleiner Mistkerl.

»Genauso wie du. Vielleicht sind wir ja wie für einander geschaffen.«

Er lachte verhalten, zuckte dann die Schultern und wandte sich erneut ab – aber das süße Lächeln auf seinen Lippen blieb. Beinahe hätte ich mich auf der Stelle Hals über Kopf in ihn verliebt. Was absolut verrückt war, weil ich den Kerl gerade erst kennengelernt hatte. Es war durchaus möglich, dass wir absolut nichts gemeinsam hatten.

Natürlich war das nicht unbedingt nötig, wenn es um rein körperliche Anziehung ging, aber es war ein Pluspunkt. Hatte man mir zumindest mal erklärt, ich hatte da nicht so viel Ahnung in dieser Hinsicht.

Mit jemandem Ausgehen und Sex haben. Ich war ziemlich gut in Letzterem und ganz okay beim Ersten, wenn es zu letzterem führte. Ausgehen, damit man sich besser für mehr kennenlernte – nicht wirklich.

Ich wollte ihn so Vieles fragen. Alles über sein Leben erfahren. Mein Interesse an jeder Facette seines Charakters und seiner Vergangenheit zeigen. Das war neu. Ein mir bislang unbekannter Charakterzug, der sich da heute Abend aus den Untiefen erhob.

Erst war da diese Faszination einem Kerl gegenüber gewesen, der so gar nicht meinem Beuteschema entsprach. Und jetzt das: echtes Interesse und Neugierde an ihm als Person. Oh mein Gott. Ich hatte keinen Tropfen getrunken und trotzdem fühlte ich mich berauscht. Ich war high. Von Sebastian.

Verwirrt schüttelte ich den Kopf und versuchte, diese komischen, neuen Bilder auszumerzen, aber nachdem er direkt neben mir saß, war das von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Jetzt saß nicht mehr er mit mir im Auto fest, sondern umgekehrt. Scheiße.

»Du hast mir keine Antwort gegeben. Wo kommst du her?« Meine Stimme klang deutlich wackeliger als normal und ich dankte Gott, dass der Mann neben mir es nicht hören konnte.

Sebastian lächelte sanft und seine Augen nahmen einen verträumten Ausdruck an, als würde er in Erinnerungen schwelgen.

»Aus dem mittleren Westen. Colorado. Eine Kleinstadt, von der noch niemand gehört hat, der nicht dort wohnt oder sich versehentlich dorthin verlaufen hat.«

»Ah, Cowboy-Land«, neckte ich ihn und lachte. »Wie kommt's, dass du dann kein Cowboy geworden bist?«

Amüsiert schüttelte er den Kopf und zuckte die Schultern. Trotzdem schien er einen Moment lang über meine Frage nachzudenken. »Gibt genug davon in meiner Familie. Mein Vater war ein Rodeo-Reiter, bevor er Polizist wurde.«

Meine Augen weiteten sich überrascht. Ich hatte noch nie jemanden getroffen, der das machte. Ich ging hin und wieder zu Pferderennen und wettete ein bisschen. Aber sich tatsächlich auf den Rücken eines ungezähmten Wildpferds zu setzen, das nichts anderes im Sinn hatte, als das Extragewicht so schnell wie möglich wieder loszuwerden... autsch. Dafür hatte ich weder die Muskeln noch die Körperbeherrschung noch die Geduld. Auch wenn man mich durchaus für einen guten Ritt begeistern konnte...

»Wie hat's dich dann hierher an die Ostküste verschlagen? Die Arbeit?«

Er seufzte tief. Die Traurigkeit, die mir aus seiner Richtung entgegen schwappte, war beinahe greifbar. Okay, offensichtlich aufgrund schlechter Erfahrungen. Mir lag schon eine Entschuldigung auf der Zunge, als er schließlich doch antwortete.

»Ich mag meine Arbeit hier. Ich hab' in meiner Heimatstadt in der Polizeistation gearbeitet, aber ich kann hier anderen Leuten mehr helfen. Meine Familie... sie sind in Ordnung, aber sie können manchmal ein bisschen... erdrückend sein.« Er rutschte auf seinem Sitz herum, als würden plötzlich Ameisen in seiner Hose krabbeln.

»Einige behandeln mich, als wäre ich nicht alleine überlebensfähig. Als wenn ich jeden Moment zusammenbrechen würde. Als wenn ich nicht mal eine Straße überqueren könnte, ohne vom Auto überfahren zu werden, nur weil ich nichts höre. Manchmal ist es einfach... ein bisschen zu viel, verstehst du?«

Ein wahrer Schwall Ehrlichkeit. Sebastian vertraute sich mir an. Das war neu. Noch nie hatte sich jemand mir gegenüber so geöffnet – es sei denn, es hatte mit der Arbeit zu tun und ich musste jemanden dazu bringen, die amerikanischen Werte wie Wahrheit und Gerechtigkeit wiederzufinden, bla bla bla...

Ich war ein bisschen überrascht und meine Zunge wollte nicht richtig arbeiten. »Ja...«, murmelte ich zusammenhangslos, was er mit einem kleinen Lachen beantwortete. Ich drehte mich zu ihm um. »So kann das laufen mit der Familie. Sie reagieren nicht gut auf einschneidende Veränderungen. Und die brauchbaren Mitglieder wollen dich am liebsten nahe bei sich behalten. Manchmal zu nah.«

War das zu allgemein? Meine Trefferquote war heute Abend nicht besonders. Ich beförderte zu viele ins Aus. Vielleicht laberte ich auch nur dummen Smalltalk, um Sebastian näherzukommen. Wie zum Teufel konnte das passieren? Wann hatte ich meinen Biss verloren und angefangen, so höflich zu sein? Nur noch klischeehafte, vollkommen triviale Floskeln von mir zu geben. Scheiße, Mann, tu was!

»Was ist mit dir? Wo kommst du her?«, fragte er.

Klares Ablenkungsmanöver.

»Sebastian, du bist ein netter Kerl. Mit dir ist absolut alles in Ordnung. Wenn deine Familie der Meinung ist, dass du zu behindert zum Leben bist, dann sollen sie sich zum Teufel scheren. Ich hab' dich heute Abend erlebt und gesehen, was du alles kannst. Du kannst nicht nur mit mir sprechen und mich verstehen, du tust es auch noch wirklich. Ich meine, ich will niemanden beleidigen, aber deine Familie hat definitiv nicht alle Tassen im Schrank, wenn die dich anders wahrnehmen als ich. Willensstark, mutig und selbständig.«

Scheiße. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wo das auf einmal herkam. Ich erkannte die Stimme, die diese Worte laut sagte, kaum als meine eigene. Aber ich fühlte, wie meine Lippen sich bewegten, und wusste, dass ich diese unglaublich netten, wahren und ehrlichen Sachen sagte. Und ich meinte jedes Wort genau so.

Das war eine ganz andere Art der Ehrlichkeit und Direktheit, als ich sie sonst gewöhnt war. Ich bevorzugte normalerweise die entmutigende Form der Wahrheit, weil jeder früher oder später ohnehin damit konfrontiert wurde. Also griff ich mit nahezu brutaler Direktheit zur kalten, harten Wahrheit. Aber diese Worte und dann auch noch ernst gemeint...

Sie machten dieses Gespräch zu deutlich mehr als einem simplen Austausch von Floskeln oder dem, was ich eigentlich beabsichtigt hatte. Also fuhr ich fort, ohne darauf zu warten, dass er noch etwas sagte.

»Oh, ich bin von der Westküste. Los Angeles. Bin dort geboren. Hab's gehasst. Hab' immer New York bevorzugt. Das heißt, bis ich angeschossen wurde.« Ich sprach hastig. Mein Blick huschte zu ihm hinüber und er lächelte immer noch dieses seltsame Lächeln mit offenen, nach oben gebogenen Lippen, das mich innerlich ganz zappelig werden ließ. Als könnte er durch meine Haut in mich hineinsehen, durch meine Abwehrmechanismen und mentalen Schilde direkt in meinen Kopf hinein.

»LA, hm?« Sebastian schnaubte. »Das passt.«

Da war er wieder, der verspielte Sebastian. Ich lachte und zog eine Augenbraue hoch. »Bitte?«

Er lachte laut auf und seine tiefe, hohl klingende Stimme verursachte mir Gänsehaut am ganzen Körper. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ein Geräusch diesen unter die Haut gehenden Effekt auf mich.

Normalerweise fesselten mich Kerle nicht so. War ja nicht so, dass man mich großartig hofieren musste, um mich zu bekommen, aber ein relativ langsamer Start führte normalerweise zu befriedigenderem Sex.

Ich mochte die Schmetterlinge, die Sebastian in meinem Bauch verursachte und wie er es schaffte, mein Hirn zu vernebeln. Sicher, ich hatte kaum Hoffnung, dass er oder das hier mehr werden würde als ein bisschen Spielerei und ein bisschen sexuelle Anziehung, aber ich empfand seine Gegenwart als angenehm, also war es in Ordnung.

»Nichts.« Er setzte seinen besten unschuldigen Gesichtsausdruck auf, der mich zum Lachen brachte.

Verdammt, ich hatte heute schon mehr gelacht als in den letzten paar Monaten zusammen. Ich stellte fest, dass ich diesen Teil von mir vermisst hatte. Den, der sich noch erinnerte, dass man auch ohne Gleitgel und Kondome Spaß haben konnte.

»Bist du in LA angeschossen worden? Dein Partner hat da was erwähnt. Ich hoffe, er hat nicht zu viel gesagt...?« Sebastians Tonfall wurde unsicher, was ich gut verstehen konnte.

»Nee.« Ich machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ist kein Geheimnis, dass ich angeschossen worden bin. Sonst wär' ich auch nicht hier. Aber nicht in LA. Ist in New York passiert. Ich und mein Partner wurden zu einem Raubüberfall gerufen. Das blöde Arschloch kam gerade durchs Fenster auf der Rückseite des Gebäudes mit diesem riesigen Gemälde unterm Arm und es rutschte ihm aus der Hand und direkt auf uns zu.

Während wie noch versuchten, dem Ding auszuweichen, hat ihm das ein paar Sekunden Vorsprung verschafft. Hat eine Knarre aus dem Hosenbund gezogen. Scheißschnell. Klang wie wenn man eine Getränkedose öffnet. Hab's erst auch gar nicht gemerkt – hab' mich nur die ganze Zeit gefragt, warum ich in dieser dreckigen Seitengasse auf dem Rücken am Boden liege und das Gesicht meines Partners blass und besorgt über mir hängt.«

Ich hörte mich selbst reden, das Erlebnis erzählen. Hörte den Tonfall, den ich immer benutzte, die offizielle Hey-kein-Problem-Stimme für meinen Chief, meinen Partner, die Abteilung für interne Angelegenheiten, Kollegen, Freunden, Familie – alles das Gleiche.

Aber gegen Ende meiner kleinen Rede wurde meine Stimme zunehmend wackliger, ein schwächliches Zittern schwer zu unterdrückender Emotionen kroch hinein. Seltsam.

Aber unterbewusst war mir klar, dass es an Sebastian lag. Er hatte das Gefühl in mir hervorgerufen und ich hatte es erlaubt, weil ich wusste, dass er es sowieso nicht hören konnte. Ich konnte jetzt meinen Gefühlen in meiner Stimme freien Lauf lassen, zeigen, was ich bei den Worten empfand, während ich sie aussprach – und Sebastian würde nur die Hälfte von dem mitbekommen, was wirklich da war. Es war eine geradezu befreiende Erfahrung.

Bis ich herausfand, dass es immer noch hundert verschiedene Wege gab, den Ton meiner Stimme auch anders wahrzunehmen. Die kleinen Zuckungen meiner Gesichtsmuskeln. Die Art, wie sich mein Kiefer verspannte. Die Feuchtigkeit, die mir in die Augen stieg. Das Klopfen meiner Finger auf dem Lenkrad.

All das wurde mir bewusst, als sich seine linke Hand über den Schalthebel hinweg auf meinen rechten Arm legte. Sebastian drückte ihn so sanft. Alles, was er genauso gut auch hätte laut sagen können, war in dieser unendlich süßen Berührung.

Ich schwöre, dass ich ein paar Mal kräftig blinzeln musste, um wieder klar zu sehen, und hart schlucken musste, um den Kloß in meinem Hals verschwinden zu lassen. Fuck. Ich hatte eigentlich gedacht, dass ich inzwischen drüber hinweg wäre, nachdem immerhin schon acht Monate vergangen waren. Ich meine, Scheiße, es war nur die Schulter. Und der Schütze war festgenommen worden und saß jetzt im Knast. Es gab absolut nichts mehr zu klären. Aber gemessen an meiner Reaktion hatte ich das Ganze offensichtlich doch noch nicht verkräftet. Und Sebastian hatte es mitbekommen.

Zum zweiten Mal an diesem Tag hatte ich das Gefühl einer Erleuchtung, das Gefühl, mich an einem magischen Ort in einem magischen Moment zu befinden. Mein perfekt in Schuss gehaltener SUV wurde zu einer Quelle von Träumen und Sehnsüchten und Hoffnungen und Verlangen, weil es der Ort war, an dem er mich das erste Mal berührte.

Sogar durch das dicke Baumwollhemd konnte ich die Finger auf meiner Haut fühlen, die ihr Mitgefühl und ihre Unterstützung durch leichtes Drücken bekundeten. Ein Schauer rann meinen Rücken hinauf, brachte alle Nervenenden zum Kribbeln. Dann schoss er wieder hinunter und breitete sich als heiße Welle in meinem Schritt aus, entflamte mich von Kopf bis Fuß. Meine Bauchmuskeln zogen sich zusammen, als mein Schwanz so hart wurde, dass er sich schmerzhaft gegen den Reißverschluss meiner Hose presste.

Aber ich konnte meinen Arm auch nicht wegziehen. Nicht, weil ich fuhr, und deswegen meine Hände entweder am Steuer oder am Schaltknüppel haben musste. Nein. Ich wollte nicht, dass er mich losließ. Tatsächlich wünschte ich mir, dass er seine Hand bewegen würde. Nur ein kleines Stückchen meinen Arm hinunter, um unsere Finger miteinander zu verschränken, bis die Intensität meiner Gefühle mich zum Heulen brachte. Oder nach oben auf meine Schulter und von dort aus weiter in meinen Nacken, um mich zu einem Kuss zu sich zu ziehen, der meine ganze Welt auf den Kopf stellen würde.

Natürlich passierte keins von beidem, als Sebastian seine Hand langsam wieder zurückzog. Es war eine nette Geste gewesen, vor allem, wenn man bedachte, dass er mich gar nicht kannte. Wir hatten uns erst heute kennengelernt. Und auch dieses neue, seltsame Gefühl der Verbundenheit änderte daran nichts.

Das war etwas, über das ich definitiv nachdenken musste. Mir darüber klar werden, was zum Teufel da gerade mit mir passierte. Nur weil ich den Kerl mochte und wirklich auf ihn stand – das allein war nicht genug um diese komischen Gedanken und schmerzhaften Empfindungen in meinem Inneren zu erklären.

Lag es an den Nachwirkungen, angeschossen worden zu sein? Oder an dem Umzug in eine neue Stadt? Dem neuen Job? Oder daran, hier mit Sebastian im Auto zu sitzen? Scheiße, vielleicht auch alles zusammen, hübsch zusammengerollt in Geschenkpapier aus Verwirrung, Vertrautheit, etwas Neuem und was auch immer sonst noch.

Erst jetzt bemerkte ich, dass mein Navi piepste. Wir waren angekommen. Bei Sebastians Haus. Home sweet home. *Sein* Zuhause. Was zugleich auch das Ende unserer nächtlichen Spritztour bedeutete. Das Ende meiner trauten Zweisamkeit mit ihm. Verdammst. Schien so, als wäre ich doch nicht so langsam gefahren.

»Schätze, wir sind da«, sagte ich in seine Richtung, starrte aber weiter durch die Frontscheibe. Wir befanden uns in einem relativ guten, ruhigen Viertel am Stadtrand – nur auf der anderen Seite der Stadt von meinem Partner aus gesehen.

Großer Vorgarten, ein altes Haus mit weiß gestrichener Holzverkleidung, einer großen Veranda und zwei Stockwerken unter einem Spitzdach. Sah hübsch aus, ziemlich klischeehaft mit seinem weißen Gartenzaun. Ich fragte mich, wie Sebastian sich das leisten konnte.

Als hätte er diesmal meine Gedanken anstatt meiner Lippen gelesen, lachte er in diesem Moment. »Das Haus sieht teuer aus, aber es ist ziemlich runtergekommen. Hab's günstig bekommen, weil ich es selbst herrichte. Meine Mutter hat mich beim Kauf und den Reparaturen finanziell unterstützt. Ich habe einen Mitbewohner. Tony studiert Kommunikationswissenschaften hier an der Uni. Wir teilen uns Miete und Nebenkosten – auch wenn er deutlich weniger zahlt als ich. Aber er wohnt nur auf Zeit hier. Er ist gerade dabei, in eins der Wohnheime auf dem Campus zu ziehen. In einer knappen Woche ist er weg. Dann lebe ich wieder einsam und verlassen in meinem Elfenbeinturm.«

Sein Gesicht sah so freundlich aus. Es reizte mich so sehr, ihn zu umarmen und ihm wie ein treuer Welpe nach drinnen zu folgen, um mich dann die ganze Nacht an seinem Bein zu reiben. Stattdessen versuchte ich, etwas Vernünftiges zu sagen.

»Ich hatte nicht damit gerechnet, heute Abend jemanden wie dich zu treffen.« Relativ neutral, dachte ich und war ziemlich zufrieden mit mir selbst, dass ich so lässig dabei klang.

Sebastians Lächeln war warm und einladend und so süß. »Freunde?«

Als er mir die Hand reichte, um sich formell zu verabschieden, fühlte es sich an, als würde ein Stein in meiner Magengrube landen. *Freunde*. Scheiße. Schätze, er war nicht schwul – oder mein Charme ließ mich dieses Mal im Stich. Was zugegebenermaßen durchaus sein könnte.

Meine lange Genesung hatte wohl mein Gaydar und mein Lustzentrum in Mitleidenschaft gezogen. Ich musste wieder in Form kommen, mich wieder in Bewegung setzen, wieder in Clubs und Darkrooms gehen. Japp, das könnte funktionieren.

Mit der Übelkeitswelle, die sich in mir aufbaute, lächelte ich so höflich ich konnte. Verdammt, ich mochte ihn wirklich und ich wollte mich noch nicht verabschieden.

Warum zur Hölle musste ich einen niedlichen Kerl wie ihn finden, mich in ihn vergucken – und etwa die gleichen Chancen bei ihm haben wie ein Schneeball in der Hölle? Scheiß Ironie. Scheiß Schicksal. Scheiß Leben.

»Ja, klar, Freunde.« Ich schüttelte seine Hand zweimal, nicht mehr, und ließ sie dann los. Ich wusste, wenn ich seine Hand auch nur drei Sekunden länger festgehalten hätte, hätte ich ihn geküsst. Und ihn damit völlig verschreckt und eine peinliche Szene produziert, deren Auswirkungen ich am nächsten Tag beim Arbeiten in der Polizeistation zu spüren bekommen hätte.

Mein Partner hatte mich davor gewarnt, was bei Sebastian zu versuchen. Jetzt wusste ich auch warum. Ich war schwul – und er nicht. Und so sehr mich mein Jagdtrieb auch manchmal übermannte, ich konnte mich einfach nicht dazu überwinden, jemand so Nettes wie Sebastian mit meinen unerwünschten Avancen und Möchtegern-Verführungsversuchen zu verletzen.

Klar, ich hatte schon junge, neugierige Hetero-Jungs dazu gebracht, sich flach vor mir auf den Rücken zu werfen und zu experimentieren – aber das hier war was anderes. Die anderen waren Fremde gewesen. Sebastian war ein Freund und Kollege. Also, keine dummen Sachen machen, entschied ich mich.

»Na, dann mach' ich mich mal auf den Heimweg. Bin ziemlich müde.« Ja, das war keine besonders kreative Ausrede, aber mein Talent für Subtilität hatte sich auf der Fahrt hierher in Nichts aufgelöst. Vielleicht wurde ich krank, Grippe oder so. Bestimmt. Ich zauberte ein Grinsen auf mein Gesicht, als wenn man eine Glühbirne anknipste. Ich hoffte, dass er das richtig verstehen würde: ein freundliches, höfliches *Gute Nacht* und nicht mehr.

Die blauen Augen verengten sich und musterten mich sorgfältig, bevor er nickte, die Autotür öffnete und ausstieg.

»Danke fürs Mitnehmen«, sagte Sebastian schnell, da er nass wurde. Es regnete immer noch, aber er hielt die Autotür noch einen Moment lang offen. »Gute Nacht, Jordan.«

Ich nickte nur, er lächelte mich noch einmal an und schlug die Tür dann mit einem lauten Knall zu. Weg war er. Durch die regennasse Fensterscheibe sah ich, wie er die Haustür erreichte, einen Moment lang in seinen Hosentaschen nach seinem Schlüssel wühlte, die Tür aufschloss und hineinging. Er winkte mir noch einmal zu, bevor er die Tür hinter sich zumachte.

Er machte einfach so die Tür zu. Naja, nicht, dass das unerwartet kam. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich so dasaß, mich nur darauf konzentrierte, ein- und wieder auszuatmen, als hätte ich vergessen, wie das funktionierte, wenn ich nicht mehr darüber nachdachte.

Es war ein wundervoller Abend gewesen. Durch Sebastian war er mehr als erträglich geworden. Er hatte ihn lustig und herausfordernd und erregend gemacht. Dass dieser Abend nicht mit einem schnellen Fick endete, war, glaube ich, auch ganz in Ordnung so.

Ich hatte den Verdacht, dass das mit Sebastian ohnehin nicht genug gewesen wäre. Nichts Schnelles, Hartes. Das konnte ich mit jedem beliebigen Kerl haben. Mit Sebastian wollte ich mehr, viel mehr. Ich wollte seinen Körper kennenlernen, jede Linie, jede Kurve, jeden Muskel, jeden Quadratzentimeter seiner Haut. Seinen Geschmack, seinen Geruch. Das und noch so viel mehr.

Als ich das Auto aus der Einfahrt und zurück auf die nächtlichen Straßen lenkte, fragte ich mich die ganze Zeit, wie Sebastian wohl im Bett klang. Die kleinen Geräusche, die er tief aus seinem Brustkorb heraus von sich geben würde... Fuck, ich zitterte schon allein bei der Vorstellung.

Die Hitze dieser erregenden Träumereien sagte mir, dass ich eine lange, heiße Dusche brauchen würde, wenn ich nach Hause kam und vermutlich zeitnah waschen musste. Und dann brauchte ich eine kalte Dusche, damit ich länger als fünf Sekunden am Stück schlafen konnte.

Kapitel 3

»Musste das wirklich sein, Jordy? Kapiertest du's nicht? Das kannst du mit Sebastian nicht machen!«

Langsam aber sicher ging mir mein Partner mit seinen Nörgeleien und Schimpftiraden verdammt auf die Nerven. Als wäre ich zehn Jahre alt anstatt dreißig. Als wäre es nicht schon schlimm genug, an einem Samstag arbeiten zu müssen. Dazu hatte er mir den ganzen Morgen lang wegen Sebastian eine Standpauke nach der anderen gehalten und er wiederholte sich dabei wieder und wieder.

Normalerweise brauchte man ein bisschen, um mit neuen Leuten warm zu werden. Man wurde mit ihnen warm und dann wurde man mit ihnen *wärmer*. Das baute aufeinander auf. Zuerst traf man auf einen völlig Fremden und musste entscheiden, ob man ihn mochte und halbwegs freundschaftlich mit ihm umgehen konnte. Nennen wir das Phase 1.

Dann gab es die Stufe, in der man jemandem näher kam, den man zwar schon kannte, aber noch nicht so recht wusste, ob man ihm vertrauen und ihn an sich heranlassen konnte – egal in welcher Hinsicht. Das wäre dann Phase 2.

Und schlussendlich war man soweit, dass man sich öffnete und sein Gegenüber durch und durch kannte, auch keine Hemmungen mehr hatte, man selbst zu sein – auch auf die Gefahr hin, dass es schief ging. Phase 3.

Mein Partner Kevin Thompson war grade irgendwo zwischen Phase 2 und 3 – und ich begann daran zu zweifeln, dass er es jemals in Phase 3 schaffen würde. Oder sie sogar bestand.

Ich biss die Zähne zusammen und versuchte, mich auf den Papierstapel vor mir zu konzentrieren. Wir saßen uns an unseren Schreibtischen in dem riesigen Großraumbüro gegenüber. Um uns herum telefonierten Kollegen, holten sich Kaffee, raschelten mit Papier, befragten Zeugen und Verhaftete.

Trotz der Klimaanlage war die Luft abgestanden und stickig und es roch nach Schweiß und Kaffee, der schon zu lange in der Maschine stand. Wenigstens eine der bläulichen Deckenleuchten flackerte immer, aber zumindest befand sich die betreffende heute auf der anderen Seite des Raums.

»Er ist ein netter Junge, Jordy«, sagte Thompson zum gefühlten zwanzigsten Mal und ich seufzte geduldig, ohne zu ihm aufzusehen. »Nette Jungs werden verletzt. Das willst du doch nicht, oder, Jordy?«

Genug war genug. »Kev... halt die Klappe.«

Detective Kevin Thompson wertete das als Zeichen, dass ich einknickte – und ganz so unrecht hatte er damit nicht. Ich hätte einfach gar nichts sagen sollen. Ich wusste das. Immerhin war es eine der üblichen Taktiken eines Polizisten. Sie brachten dich dazu, ein bisschen was zu sagen und bevor du's merkst, redest du weiter und erzählst ihnen bei einer netten Tasse Kaffee alles, was sie wissen wollen.

Vielleicht wollte ich diese Konfrontation ja. Um mich ihm – und mir selbst – gegenüber zu rechtfertigen, dass ich Sebastian nicht ruinieren würde. Nicht mal ein kleines bisschen.

»Ich mein' ja nur, Jordy... Er ist schließlich immer in der Nähe. Hier und beim Pokern.«

»Ja, ja...« Ich seufzte wieder und rollte die Augen. Verdammt, hatte der heute nochmal vor, damit aufzuhören? Ich meine, Sebastian war ja kein Kind mehr. Und soweit ich das beurteilen konnte, stand er sehr wohl für sich selbst ein, ohne dass ihn jemand beschützen musste. Ich brummte entnervt, als mein Partner tief Luft holte, um sein Gejammer von vorne zu beginnen.

»Mein Gott, Kev, würdest du das bitte endlich sein lassen? Ich meine, warum sollte ich überhaupt so *vorsichtig* mit Sebastian umgehen? Er ist taub, nicht aus Glas.«

Thompsons braune Augen funkelten mich an, als ich ihn anstarrte. Okay, das war jetzt nicht besonders schlau von mir gewesen.

»Dein Ruf eilt dir voraus, Jordy. Du weißt genauso gut wie ich, dass man auch unter der Oberfläche kaputtgehen kann, ohne dass jemand etwas davon mitbekommt. Man kann ein braver, kleiner Soldat sein und trotzdem innerlich zerstört. Das weißt du.«

Jetzt war ich wütend. Nicht, dass er irgendwie aggressiv war. Er zeigte alle Anzeichen von Ärger, aber ich wusste, dass er nicht wirklich sauer auf mich war. Er machte das auch bei Verdächtigen: Er bot ihnen eine ihnen vertraute Empfindung an, an der sie sich festhalten und mit der sie sich identifizieren konnten. Dabei blieb er selbst jedoch vollkommen klar und analytisch.

Es war eine nützliche Taktik und sie war ihm so komplett in Fleisch und Blut übergegangen, dass er gar nicht mehr anders konnte. Natürlich nervte es mich unsagbar, dass er diese Strategie bei *mir* verwendete, aber wie gesagt, das war eben seine Art.

»Ich will ihm nicht gleich das Herz brechen, Kev. Ich will ihn nur ein bisschen näher kennenlernen. Ist das so schlimm? Warum? Hab' ich die Homo-Seuche oder sowas? Die am Ende auch noch ansteckend ist? Mein Gott, Kev, kümmer dich um deinen eigenen Scheiß!«

Schweigend lehnte sich Thompson in seinem Stuhl zurück, musterte mich und verfolgte gelassen jede meiner Bewegungen. Schließlich zuckte er die Schultern und wandte seine Aufmerksamkeit wieder seinem eigenen Aktenstapel zu.

»Okay, Jordy.«

Innerlich seufzte ich auf. Er gewährte mir also Aufschub. Doch dann richteten sich seine braunen Augen wieder auf mich und sandten mir einen warnenden Blick zu.

»Aber denk dran, Partner, ich behalt' dich im Auge.«

Ich zählte im Stillen bis zehn und hielt dabei die Luft an, damit ich keine Entgegnung zurückschoss. Die meisten Partner gehen dir verdammt schnell unter die Haut, wenn du ihnen auch nur die kleinste Chance dazu gibst. Thompson hatte das mit Bravour gemeistert.

Ach, scheiß drauf. Dann wusste er eben, dass ich schwul war. Ich hatte gestern Abend ja auch schließlich keinen Hehl daraus gemacht. Er hatte offensichtlich auch kein Problem damit, dass ich mit Kerlen vögelte. Nur, dass ich mit dem *falschen* Kerl vögeln könnte. Namenlose Fremde – natürlich safe! – waren kein Problem. Nette, hörgeschädigte Polizeikollegen dagegen schon.

Einen Moment lang kam mir der Gedanke, dass Kevin Thompson, mein super-hetero Partner, vielleicht selbst an Sebastian Interesse haben könnte... aber dann verwarf ich das als lächerlich. Thompson war so hetero wie meine Großmutter – egal, wie tolerant er sich gab. Nie im Leben war der schwul.

Also widmete ich mich wieder meiner Arbeit.

Es war bereits früher Nachmittag, als ich die erste Rechtfertigung bekam, nach unten in die Asservatenkammer zu gehen. Wir machten immer Witze über die käfigartige Konstruktion der Annahmestelle, aber eigentlich war es einfach nur ein Lagerraum mit Regalen und Boxen, der von abgeschlossenen Türen und Gitterstäben in verschiedene Einheiten mit verstellbaren Wänden unterteilt wurde.

Fast alle Polizeistationen in DC hatten ihre eigene Asservatenkammer. Der Hauptlagerraum für Beweisstücke war allerdings nicht hier. Es roch nach Staub und Tinte und Papier, was seltsam war, weil diese Sachen eigentlich keinen bestimmten Geruch hatten. Es war still und die Gänge hatten ein nerviges Echo, wie in einem Horrorfilm, der in einem verlassenen Bürogebäude spielte, wo jedes Rascheln ein Geist oder Zombie oder noch Schlimmeres sein konnte.

Schweigend und leise trat ich an den hohen Tresen, obwohl Sebastian mich auch nicht hätte hören können, wenn ich hier auf einem Elefanten einmarschiert wäre. Er saß hinter dem Tresen und ich konnte nur einen Teil seines Kopfes sehen. Seine rabenschwarzen Haarsträhnen bedeckten seine Stirn. Bestimmt fühlten sie sich genauso seidig an, wie sie aussahen...

Ich lehnte mich über den Tresen und starrte ihn einfach nur an. Er trug eine dunkelblaue Uniform, ähnlich der von normalen Streifenpolizisten, nur dass seine das Emblem der ehrenamtlichen Mitarbeiter auf dem kurzen Ärmel zierte.

Der hautenge Overall stand ihm verdammt gut, betonte seine schmalen Hüften und seinen schlanken Körper, den ich nur zu gerne in die Arme genommen hätte. Er hatte ziemlich breite Schultern wie ein Schwimmer. Wie zur Hölle hatte ich das gestern übersehen können? Oh Mann, vielleicht hatten meine Augen bei der Schießerei zusammen mit meiner Schulter Schaden genommen.

Mir entfuhr ein hungriger, angespannter Seufzer und ich war froh, dass er es nicht hören konnte. Es war ein Laut, der den Grad meiner Erregung sehr offensichtlich und deutlich verraten hätte.

Ich räusperte mich, auch wenn ich nicht wirklich wusste, warum, und betätigte dann die Klingel auf dem Tresen. Ein lautes Bimmeln ertönte und zugleich zuckte das Licht der Deckenlampe. Offensichtlich war das allein für Sebastian modifiziert worden. Man konnte ja Vieles über die Polizei sagen, aber in Sachen Arbeitsabläufe und -effizienz war sie unschlagbar.

Sebastian sah mit einem höflichen Begrüßungslächeln auf. Dann wurden seine blauen Augen schmal, sein Blick misstrauisch und sein Lächeln verwandelte sich in ein zweifelndes Zucken der Mundwinkel.

»Detective Waters«, sagte er äußerst neutral, während er sich von seinem Stuhl erhob. »Wie kann ich Ihnen helfen?« Sein reservierter Tonfall verriet, dass er sich innerlich auf ein Geplänkel oder sogar einen Streit mit mir vorbereitete. Er musste davon ausgehen, dass ich ihn wieder aufziehen oder zweideutige Kommentare machen wollte, wenn nicht sogar offen mit ihm flirten oder ihn verführen wollte.

Na dann mal los, dachte ich. Zugegeben, ich hatte den Großteil des Vormittags damit zugebracht, das Kommende zu proben, aber niemand war beim ersten Mal perfekt. Ich ganz bestimmt nicht.

Mit meinen großen Händen formte ich die Gesten der Gebärdensprache so gut ich konnte. »Wie geht es dir?«

Was auch immer Sebastian von mir erwartet hatte, das hier war sicher nicht in seiner Vorstellung aufgetaucht. Ich beobachtete ihn mit einem nervösen Knoten im Magen, als seine Skepsis verschwand und sich ein Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitete. Die babyblauen Augen weiteten sich erstaunt.

Oh ja, Volltreffer, dachte ich enorm erleichtert.

Dann entfuhr ihm ein kleines, gemeines Lachen und seine Hände begannen, sich zu bewegen. Die langen, schlanken Künstlerhände tanzten durch die Luft wie Schmetterlingsflügel – oder Kolibris, wenn man ihre Geschwindigkeit bedachte. Seine Hände sprachen mit mir und alles was ich denken konnte war: *Das ist aber länger als ein einfaches Gut*.

Ich wartete gespannt, bis er fertig war. Er legte den Kopf zur Seite und sah mich fragend, die Hände in die Hüften gestützt, an. Ich war dran. Und ich hatte nichts mehr für ihn.

Verwirrt befeuchtete ich meine trockenen Lippen und rieb mir nervös über den Nacken. »Was hast du gesagt?« Gott, ich wollte wirklich, wirklich gerne wissen, was er gesagt hatte.

Als Sebastian mich verschmitzt angrinste und mir die Zunge rausstreckte, schoss mir der Gedanke durch den Kopf, dass ich noch nie so etwas Schönes in meinem Leben gesehen hatte. Wie er sich bewegte, wie er da stand, seine ganze Art war der Inbegriff von Anmut und Eleganz.

Sebastian war nicht zierlich, aber er hatte eine ähnliche Haltung wie ein Balletttänzer: Sie bewegten sich zielgerichtet und mit einer Körperspannung, die in einer kleinen, schlanken und unauffälligen Verpackung versteckt wurde.

Er lachte erneut und zuckte die Schultern. »Sag' ich nicht. Find's doch raus – *Detective*.«

Oh, eine Herausforderung. *Wirf mir nur den Fehdehandschuh hin, komm, trau dich*. Ich fischte mein Handy aus der Hosentasche, suchte die Funktion, mit der ich Videos aufzeichnen konnte und grinste ihn an.

»Ich hoffe, dass du nichts Schlechtes über mich gesagt hast, ich werde es nämlich für die Ewigkeit aufzeichnen.« Ich wedelte mit dem Gerät vor ihm herum, damit er verstand, was ich damit meinte. Er lachte nur und ich richtete die Linse auf ihn. »Mach's nochmal, Sebastian. Gib's mir!«

Also formte Sebastian die Gebärden noch einmal. Wiederholte die Worte noch einmal in den fließenden Bewegungen seiner Hände und Finger und faszinierte mich mit den wellenförmigen Mustern und wirbelnden Gesten völlig. Ich fragte mich, ob er eine Ahnung hatte, wie wunderschön er dabei aussah, als würde er von innen heraus leuchten.

Als er fertig war, lächelte ich und machte die einfache, allgemein bekannte Handbewegung für Danke, hielt die Aufzeichnung an und lehnte mich wieder auf den Tresen, während ich das Handy zurück in meine Hosentasche schob.

Sein Gesichtsausdruck zeigte eine Mischung aus Neugier und Verwirrung, als er sich ein wenig zu mir neigte. »Warum?«

Ich zog eine Augenbraue hoch und sah ihn mit einem unschuldigen Blick fragend an. Ich schwieg jedoch beharrlich, was ihm keine andere Wahl ließ, als die Worte laut auszusprechen.

»Warum hast du dir die Mühe gemacht, Gebärdensprache zu lernen?«

Jetzt war ich an der Reihe mit Lachen. Gott, meine Wangen brannten vor Begeisterung und Sehnsucht und meine grünen Augen funkelten. War es möglich, dass man seine eigenen Augen funkeln spürte? Scheiß drauf, aber ich schwöre, dass sie das taten!

»Es war nur ein Satz, Sebastian. Mach dir nicht gleich ins Hemd deswegen.« Dann reichte ich ihm einen Zettel, den er misstrauisch entgegennahm, den Blick immer noch auf meine Lippen und nicht auf das Stück Papier gerichtet. »Mein Partner und ich brauchen ein paar Beweisstücke aus dem Ramirez-Fall. Fälschung von Kunstobjekten. Und er ist uns schon mehr als einmal durch die Lappen gegangen. Vielleicht kriegen wir ihn dieses Mal, auch wenn...«

Ich wusste nicht, ob die Emotion, die über sein Gesicht huschte, Enttäuschung war oder ob einfach nur seine Professionalität wieder die Oberhand gewann. Er studierte das Formular, nickte leicht, als er die wesentlichen Informationen daraus entnahm und mich dann wieder ansah. »Bin gleich wieder da.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, drehte Sebastian sich um und verschwand und ich bekam einen wunderbaren Ausblick auf seinen Hintern. Am liebsten wollte ich über den Tresen krabbeln, um seinem kleinen, süßen Arsch weiter nachsehen zu können, der sich mit leichtem Hüftschwung von mir entfernte.

Seine Bewegungen waren fast schon feminin zu nennen – fließend, aber so viel schöner und heißer. Er warf mir einen kurzen Blick über die Schulter zu und erwischte mich dabei, wie ich ihn hungrig anstarrte.

Und da passierte es: Er errötete über sein ganzes, hübsches Gesicht, seine Wangen, den Hals hinunter in den Nacken, überall. Ich konnte ganz genau sehen, wie er tief durchatmete, um sich wieder zu sammeln – und lief prompt frontal gegen ein Regal, das quietschend über den Boden schrammte. Papiere und Boxen fielen aus der wackelnden Konstruktion und verteilten sich auf dem Fussboden.

Sebastian stolperte ein paar Schritte zurück und gab ein leises, vollkommen perplexes Geräusch von sich. Er riss sich jedoch sofort zusammen und senkte rasch den Kopf, als wollte er sich verstecken, und rannte beinahe schon den Gang hinunter, um mir mein Beweisstück zu holen.

Als er aus meinem Blickfeld verschwunden war, fühlte ich, wie mich eine Hitzewelle überrollte, von den Enden meiner Nerven bis in den letzten Quadratzentimeter meiner Haut. Mein Herz klopfte mir bis zum Hals. An dieser Reaktion war nichts Missverständliches mehr gewesen. Sebastian *war* schwul. Und in diesem Moment wusste ich, dass ich ihn bekommen würde.

Ich spitzte die Lippen und atmete langsam ein und wieder aus, während ich darauf wartete, dass er zurückkam. Ich war mir fast

sicher, dass er sich von mir distanzieren und runterspielen würde, was ich gesehen hatte. Einfach so tun, als wäre nichts passiert. Denn auch wenn er schwul war, nervte ich ihn trotzdem mit meiner Art, damit, wie ich mit ihm umging und mit meinem Flirten.

Nie im Leben würde er mich wissen lassen, dass ich ihm unter die Haut gegangen war – wenn dem denn überhaupt so war. Wo bei ich mir allerdings ziemlich sicher war. Trotzdem würde ich auf eine solche Reaktion wetten. War gut, dass ich es nicht getan hatte, sonst hätte ich die Wette verloren.

»Bitte sehr«, sagte Sebastian, als er mir den kleinen, mit rotem Klebeband versiegelten Plastikbeutel mit meinem Beweisstück reichte. Ich nahm ihn entgegen und unsere Blicke trafen sich, blau verwob sich mit grün. Zusammen würden unsere Augen die Farbe von tropischem Meer ergeben, türkis, aber klar und tief.

»Hast du Lust, abends mal mit mir was essen zu gehen?«

Wow. Ich... wow. *Das* hatte ich verdammt noch mal nicht erwartet. Vollkommen perplex schnappte ich nach Luft und versuchte, eine passende Antwort zu finden. Als sich Stille zwischen uns ausbreitete, entstand eine Steile Falte auf seiner Stirn und er biss sich auf die Unterlippe. Wahrscheinlich fragte er sich, warum ich zögerte, oder er zweifelte an seiner Interpretation meiner Signale und ich fühlte mich unwohl.

»Ja, ich würde sehr gerne mit dir ausgehen. Wann immer du willst«, stammelte ich hastig. Ich stieß die Worte beinahe hervor, weil sich mein leergefegtes Gehirn wenig kooperativ zeigte. Aber immerhin schien mir mein Mund da voraus zu sein.

Langsam entspannte sich Sebastians gerunzelte Stirn wieder und er lächelte mich zufrieden an.

»Gut.« Mehr sagte er nicht, schob nur eigensinnig das Kinn nach vorne und nahm seinen Platz hinter dem Tresen wieder ein, ohne mich großartig weiter zu beachten.

Ich starrte ihn einfach nur mit offenem Mund an. Das war so anders gelaufen, als ich unser Gespräch erwartet hatte. Ich hatte Pläne geschmiedet, alle Antworten geübt, schlagfertige Gegenar-

gumente für alles, was er möglicherweise anführen könnte, parat. Vorsichtige Vorgehensstrategien und einstudierte Taktiken – und nichts von alledem war nötig gewesen.

Scheiße, normalerweise war immer ich derjenige, der ein Gespräch anfang, der den ersten Schritt machte und einen Kerl um ein Date bat. Wobei Date in diesem schwulen Fall für eine nette Nacht stand, die man mit Vögeln verbrachte, anstatt einem typischen Hetero-Abend mit Essen und Kino.

Als ich die Treppe zurück nach oben in das Großraumbüro ging, war mir ein bisschen schwindelig und hinter meiner Stirn breitete sich ein dumpfer Schmerz aus, der wohl der Informationsüberbelastung geschuldet war.

Was zum Teufel ist da gerade passiert?

Ein weiterer unendlich langer, langweiliger Arbeitstag – und dann auch noch ein Samstag! – lag hinter mir, als ich auf dem Parkplatz zu meinem SUV eilte. Es hatte wieder zu regnen angefangen und ich schlug den Mantelkragen so weit hoch, wie ich konnte, um die Regentropfen daran zu hindern, mir in den Nacken und den Rücken runterzulaufen. Alles schon vorgekommen.

Ich entriegelte die Türen per Knopfdruck und sie gehorchten mit einem Piepen. Schnell stieg ich ein und schüttelte mich, um die Feuchtigkeit loszuwerden. Oder zumindest ein bisschen was davon.

Fast sofort beschlugen die Scheiben. Die Luft war kalt, auch wenn der Regen ziemlich warm war. Ich schauderte in meiner nasen Kleidung und beeilte mich, den Motor zu starten.

Erst jetzt fiel mir auf, dass ich mit Sebastian keine Uhrzeit ausgemacht hatte, wann wir uns treffen wollten. Ich überlegte ernsthaft, ob ich für ein Spontan-Date direkt zu ihm fahren sollte. *Überraschung!*

Diese Idee brachte mich allerdings nicht viel weiter. Ich starrte durch die Frontscheibe nach draußen auf die Straße, die vor dem Polizeigebäude entlangführte. Der Asphalt glänzte nass und schwarz im kalten Licht der Straßenlaternen. Und da an der leeren Bushaltestelle stand Sebastian.

Er zitterte, kalt und nass, trat von einem Bein aufs andere und hatte die Hände tief in die Taschen seiner Jacke vergraben. Ich konnte es auf die Entfernung nicht genau erkennen, aber seine schwarzen Haare mussten pitschnass sein.

Ich fuhr langsam zur Haltestelle und stoppte direkt davor, ließ dann das Fenster auf der Beifahrerseite runter. Als er mich bemerkte, winkte ich ihn mit dem Finger zu mir herein. Ohne zu zögern stieg er ins Auto, machte dabei fröstelnde Laute, als er sich auf seinem Sitz häuslich einrichtete und die Heizung das Innere des Wagens aufwärmte.

Ich programmierte seine Adresse erneut ins Navi, obwohl ich noch wusste, wie ich hinkam. Das war nur zur Sicherheit. Ich reihte mich in den Abendverkehr ein, der ziemlich zäh dahinfloss. Die Leute bremsen immer vor einem Polizeigebäude ab – für gewöhnlich auch tageszeitunabhängig.

»Danke, Jordan.« Seine Stimme war heiser. Ich schloss daraus, dass er wohl schon eine Weile da draußen in der Kälte gestanden haben musste.

Missbilligend schüttelte ich den Kopf – auch wenn ich wusste, dass es mich eigentlich nichts anging – und drehte den Kopf ein wenig in seine Richtung.

»Du hättest bei dem Wetter nicht da auf den Bus warten sollen, Sebastian. Warum bist du nicht einfach hochgegangen und hast mir Bescheid gesagt?«

»Ich weiß.« War er wirklich so schüchtern, wie seine Stimme mir weismachen wollte? Ich warf ihm einen prüfenden Blick zu. Er wirkte nervös und abwesend. Sein Gesicht war dem Seitenfenster zugewandt, aber seine Haltung verriet mir, dass er nicht wirklich nach draußen schaute.

Sein Blick ging... nach innen. Als wenn etwas an ihm nagte, und ich brannte darauf, den Grund dafür zu erfahren. Sanft berührte ich ihn am Arm. Der Ärmel seiner Jahre war kalt und nass, fühlte sich aber gefüttert an. Wahrscheinlich hielt das Material das raue Wetter ziemlich gut aus.

»Alles in Ordnung?«

Sein freundliches Lächeln war beruhigend, aber es wirkte nicht ganz überzeugend. »Alles klar.«

Ich wusste, dass das Blödsinn war, und man musste auch kein Polizist sein, um den betont neutralen Tonfall in seiner Stimme wahrzunehmen, die Unsicherheit in seiner Mimik, den Ausdruck in seinen Augen, der ihn verriet. Er verströmte die pure Nervosität, die wie eine Wand zwischen uns hing.

»Okay, wenn du das sagst.«

Er biss sich auf die Unterlippe und starrte mich unentschlossen an. »Jordan...«, begann er, schüttelte dann aber plötzlich den Kopf, seufzte und wandte sich wieder ab. Er kuschelte sich in den Sitz, als wollte er am liebsten darin versinken.

»Hey...« Erneut berührte ich seinen Arm. »Du kannst mit mir über alles reden, Sebastian. Ich verspreche, dass ich nicht lache, dich damit aufziehe oder dich dafür verurteile.« Ich hoffte, dass ich mit dieser Geste sein Vertrauen gewann, das er brauchte, um mit mir zu sprechen. Dass er verstand, dass er das konnte, ohne dass ich ihn fallen ließ oder hinterging.

Überrascht stellte ich fest, dass ich wirklich jedes Wort so meinte, dass es nicht nur so dahingesagt war, um ihn flachlegen zu können. Auch das war neu.

Er seufzte niedergeschlagen und starrte mit zitternden Lippen nach vorne, seine Augen füllten sich mit Tränen. »War nur ein beschissener Tag.« Er spielte es eindeutig runter. Oder spielte vielleicht auf Zeit, bis er den nötigen Mut fand. Ich wartete geduldig und hoffte, dass nichts Schlimmeres dahintersteckte.

»Könnten wir... hm... vielleicht was trinken gehen oder so...? Ich will noch nicht nach Hause.«

»Klar.« Ich wusste auch den perfekten Ort dafür.

Ich kannte ein kleines Fischrestaurant in der Nähe des Kais. Es war gemütlich, ruhig und man bekam rund um die Uhr was zu essen. Der perfekte Ort für ein tiefschürfendes Gespräch. Der Gastraum roch das ganze Jahr über intensiv nach rohem und gegartem Fisch, aber wenn man sich erst mal dran gewöhnt hatte, davon in regelmäßigen Abständen überrollt zu werden, konnte man sich hier richtig wohl fühlen.

Die kleinen Nischen waren mit runden Holztischen ausgestattet und wirkten trotz der Fettflecken auf den rot-weiß-gestreiften Tischdecken beinahe heimelig. Das warme, gedimmte Licht der Deckenlampen tendierte dazu, je nach Wetterlage ein wenig in seiner Helligkeit zu schwanken, und im Moment flackerte mehr als eine der Birnen.

Der dürre, gelangweilt aussehende Kellner platzierte uns in einer Ecke weit weg von der Küche und nahe der Fenster, was uns einen perfekten Blick auf den Parkplatz und den aufziehenden Sturm bot. Donner grollte und Blitze zuckten über das Restaurant, erhellten den Himmel für Bruchteile von Sekunden.

Außer uns gab es heute nur wenige Gäste. Ich nahm an, dass das dem Wetter zuzuschreiben war. Ich hatte Sebastian ganz für mich alleine – für eine Weile zumindest. Alles in mir vibrierte erwartungsvoll. Er wirkte irgendwie so klein, wie er da auf der gepolsterten Bank saß, zusammengesunken und in sich gekehrt. Als würde er sich vor der ganzen Welt verstecken wollen. Ich brannte vor Neugier und die Anspannung wurde unerträglich.

Der Kellner reichte uns die Speisekarten und ich bestellte zwei alkoholfreie Cider für uns. Ich erinnerte mich, dass Sebastian bei dem Pokerabend ein Bier getrunken hatte, aber ich wollte seine Konzentration nicht dadurch beeinträchtigen.

Er starrte auf die Auflistung der Gerichte – und schien gradewegs durch sie hindurchzusehen. Der Blick seiner blauen Augen war unfokussiert und müde.

War wohl ein langer Tag gewesen. War ich ihm am Nachmittag mit meinen amateurhaften Versuchen in Gebärdensprache und dem Flirten noch zusätzlich auf die Nerven gegangen? Oh Mann, ich hoffte nicht! Ich hätte ein verdammt schlechtes Gewissen gehabt, wenn ich ihm mit meinem – zugegebenermaßen manchmal gedankenlosen – Verhalten zu nahe getreten wäre.

»Der Wolfsbarsch ist ziemlich gut.« Okay, das war ein ziemlich lahmer Versuch für den Beginn eines Gesprächs, aber verdammt, ich musste ja irgendwie anfangen. Er schien zu merken, dass ich etwas gesagt hatte, weil er aufsaß und die Stirn runzelte, woraufhin ich die Worte wiederholte.

Er schenkte mir ein kleines, erleichtertes Lächeln und ich wusste, dass ich zu ihm durchgedrungen war. Er nickte zustimmend und legte die Karte neben seinen noch leeren Teller, bevor er nach draußen schaute. Inzwischen regnete es stärker, die Tropfen klatschten gegen die Scheiben – aber Sebastian konnte natürlich nur die Schlieren auf der durchsichtigen Oberfläche sehen und das leise Trommeln nicht hören. Er sah so zerbrechlich aus, als würde ihn der kleinste Hauch wie Glas zerspringen lassen. Langsam fing ich an, mir wirklich Sorgen zu machen.

Ich legte meine Hand über seine, die auf dem Tisch ruhte. Seine Haut war feucht und kalt und ich wärmte sie mit meiner eigenen, trockenem. »Was ist los?«

Auf der einen Seite wollte ich die Antwort darauf gar nicht wissen, auf der anderen konnte ich es aber auch nicht lassen, nachzufragen. Er war weder mein Lover noch mein Partner, aber er war ein Freund und Kollege und ich wollte herausfinden, was ihn so aus der Bahn geworfen hatte, damit ich ihm helfen konnte. Ihn dabei unterstützen, es aus der Welt zu schaffen.

Als die blauen Augen nach meinen suchten, wusste ich, dass er wieder hier war. Wieder ganz bei mir.

»Mein Vater. Zuhause. Er ist... er ist krank. Sie haben gesagt – die Ärzte meine ich –, dass er's nicht schaffen wird...«

Fuck, das war... Ich drückte mitfühlend seine Hand. »Was hat er denn?«

»Prostatakrebs.«

Oh Scheiße. Ich nickte zum Zeichen, dass ich ihn verstanden hatte. Verdammt, und wie ich verstand. Ich seufzte tief.

»Verstehe. Das ist hart. Glaub mir, ich weiß, wie das ist.« Shit, hatte ich das wirklich laut gesagt? War es wirklich nötig, dass ich damit so direkt und ohne Filter herausplatzte? Als wenn es ihm nicht schon genug zugesetzt hätte. Seine Augen füllten sich mit Tränen. »Entschuldige bitte, Sebastian. Das war dumm von mir und kaltschnäuzig und unhöflich... es tut mir wirklich leid.«

Ich machte die andere, für mich neue Geste, die ich heute in ASL gelernt hatte: *Es tut mir leid*.

»Nein.« Er schüttelte den Kopf, dass die schwarzen Strähnen nur so flogen, nahm sich aber die Zeit, meinen zweiten Gebärden-Versuch mit dem Anflug eines Lächelns zu belohnen. »Du bist ehrlich. Das ist gut.« Eine Träne rann ihm über die Wange und ich konnte mich nicht zurückhalten: Ich wischte sie mit den Fingerspitzen weg. Er zuckte sichtbar zusammen, wich mir aber nicht aus. »Hast du auch...? Krebs, meine ich.«

Er starte mich unverwandt an und ich musste hart schlucken. »Ja... Erinnerst du dich, dass ich gestern Abend beim Pokern gesagt habe, dass ich keinen Alkohol trinke?« Sebastian nickte. »Mein Onkel hat sich sämtliche Gehirnzellen weggesoffen und ist in der Psychiatrie gelandet. Ich dachte immer, dass man nicht schlimmer enden kann.« Ich schüttelte mich unter dem eiskalten Schauer, der mir über den Rücken lief.

»Aber mein Großvater... Er hat sein ganzes Leben lang harten Alkohol getrunken, hat immer gesagt, dass das eben der Preis fürs Geschäft wäre. Bis er schließlich ein Loch im Hals und Kehlkopfkrebs hatte. Nach der Operation kam es wieder. Er siechte dahin und ist am Schluss nur noch ein Abklatsch des lebenslustigen Mannes gewesen, der er mal war.«

Wow, meine Stimme hatte ziemlich kühl und neutral geklungen. Als wenn ich über etwas gesprochen hätte, das jemand anderem passiert war. Nicht dem Jungen, der seinen scharfsinnigen, intelligenten Onkel und seinen lustigen, geschichtenerzählenden Großvater so sehr gemocht hatte – die nun beide dem Alkohol zum Opfer gefallen waren, auf die eine oder andere Weise.

Der beschissene Alkohol. Die Folgen, die er in seinem Fahrwasser nach sich zog, waren selbst für die Nicht-Süchtigen nicht zu bewältigen. Und immer verbunden mit Kollateralschäden. Die Alkoholiker machten sich keine Gedanken darüber, wie sie ihre Umwelt mit ihrem Verhalten beeinträchtigten und die Leute, die ihnen nahestanden, damit verletzten. Sie verstanden es nicht und würden es auch nie verstehen. Dummheit und Desinteresse waren das schönste Hobby für Ignoranten und Egoisten.

Sebastian konnte meinen inneren Monolog nicht hören, aber er konnte Mimik ebenso leicht deuten, wie er Lippen las. Seine Unterlippe zitterte, als er seine Finger schweigend mit meinen verschränkte. Fuck, er war doch derjenige, der niedergeschlagen und abwesend gewesen war, und jetzt tröstete er mich. Das war dann wohl Ironie. Gott, ich war so verknallt in ihn.

Zu schnell. Zu leicht. Zu alles.

Der junge Kellner brachte unsere Getränke, aber Sebastian und ich lösten die Hände nicht voneinander. Der von der Serviceindustrie wohlerzogene Junge zog nur eine Augenbraue hoch, äußerte sich aber nicht dazu. Ich bestellte den Wolfsbarsch mit Pommes frites und Gemüse für uns beide. Den Fisch natürlich gekocht. War eindeutig die falsche Nacht für rohen Fisch.

Als wir wieder alleine waren, überwältigte mich beinahe das Bedürfnis, Sebastian zu umarmen und ihm zu versichern, dass alles gut werden würde. Ich wusste nicht, ob das stimmte, aber die Zukunft war nun mal nicht in Stein gemeißelt. Er hatte immer noch Zeit. Und in diesem Moment durchfuhr mich eine Erkenntnis.

»Dein Vater ist krank. Heißt das, dass du nach Hause nach Colorado fährst?«

Seine blauen Augen senkten sich hinter den langen Wimpern und er zuckte seufzend die Schultern. »Weiß ich nicht. Vielleicht. Vielleicht irgendwann.« Er sah zu mir auf und lächelte traurig. »Aber noch nicht. Sie wollen mich nicht dahaben. Kann noch eine ganze Zeit dauern und sie haben keine Zeit übrig, sich um mich zu kümmern – als wenn ich nur das könnte... zusammenbrechen und –«

»Arschlöcher!«, unterbrach ich ihn wütend.

Er blinzelte mich verwirrt an. Mein plötzlicher Ausbruch hatte ihn sichtlich verblüfft, aber einen Moment später zeigte sich wieder dieses süße, sonnige Lächeln auf seinen Lippen. »Danke, Jordan. Ich komm' schon klar. Ich bin kein Kind mehr. Ich bin nicht so leicht zu erschüttern. Nicht so, wie sie denken.«

»Es spielt keine Rolle, was sie wollen und wozu du ihrer Meinung nach fähig bist. Wenn du nach Hause fahren und deinen Vater besuchen willst, hast du jedes Recht dazu – ob es ihnen passt oder nicht.«

Ich war so zornig. Für Sebastian. Verdammte, ich kannte ihn gerade mal zwei Tage lang und er war einer der stärksten Menschen, die ich kannte. Vielleicht, weil er nicht nur diese innere Kraft, sondern auch ein inneres Leuchten besaß. Er konnte gegen die Gemeinheiten der Welt bestehen und dabei trotzdem noch positiv denken. Nicht einfach, egal, von welcher Seite man es betrachtete. Scheiße, er sollte aufgrund seines Handicaps befördert und nicht degradiert werden – auch wenn es eigentlich gar kein Handicap für ihn war, soweit ich das bis jetzt beurteilen konnte.

Sein sanftes, erleichtertes Lächeln schien den ganzen Raum mit seinem warmen Strahlen zu erhellen.

»Danke, Jordan«, wiederholte er leise mit seiner tiefen Stimme, verschleifte dabei die Konsonanten wie immer ein bisschen. Ich mochte es, wie mein Name klang, wenn er ihn aussprach. Die Art, wie er von seiner Zunge rollte. Ich hätte ihm ewig dabei zuhören können. »Du bist ein guter Freund.«

Oh, da war es wieder. Das Wort. Freund. Ich begann langsam, dieses Wort zu hassen – auch wenn das genau das war, was ich Sebastian gerade anbot. Den Trost und die Unterstützung eines Freundes. Nicht die warme Umarmung eines Liebhabers.

»Danke...« Ich seufzte resigniert. Okay, wenn es das war, was er gerade wollte und brauchte, dann würde ich ihm genau das geben. Ohne zu zögern.

Plötzlich spürte ich, wie seine Hand meine ein bisschen fester drückte und ich sah ihn verwirrt an. Sein Lächeln wirkte auf einmal ziemlich zweideutig, als er sich über den Tisch lehnte, als wenn er mir ein Geheimnis verraten wollte.

»Auch wenn du mir als Lover lieber wärst als als Freund. Obwohl das hier ja streng genommen kein Date ist. Noch nicht.«

Mir stockte der Atem. Ich hatte das Gefühl, als hätte mir jemand einen Schlag in die Magengrube versetzt. Da saß ich nun, mitten in einem Fischrestaurant, und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ich nahm mir einen Atemzug lang Zeit, die Ironie der Situation entsprechend zu würdigen. Sie raubte mir sämtliche Konzentration und ich musste gegen den Drang ankämpfen, ihn zu mir zu ziehen, ihn in die Arme zu nehmen, ihn zu küssen – und mir fehlten die Worte. Mein Kopf war wie leergefegt.

»War ich zu direkt?« Sein Blick hielt meinen gefangen. Er wartete, ohne preiszugeben, wie er dabei empfand.

Ich war wie auf Drogen. »Nein, das war... einfach perfekt.«

Ich lächelte ihn an, was ihn dazu brachte, sich langsam zu entspannen und es zu erwidern. Und da saßen wir nun und grinsten uns wie zwei verliebte Teenager an, bis der Kellner kam und uns das Essen brachte.

Erst jetzt trennten sich unsere Hände wieder voneinander, da wir uns dem dampfenden Fisch, den Pommes und dem Gemüse widmeten. Es war kein Fünf-Sterne-Restaurant, aber das Essen war gut und ordentlich zubereitet und es gab genug, um unseren Hunger zu stillen. Das hieß, um unseren Magen zu füllen. Der andere Hunger musste wohl oder übel für den Moment zurückstecken.

Die Stille zwischen uns während des Essens war angenehm. Von Zeit zu Zeit warfen wir uns einen Blick zu und gingen sicher, dass der andere immer noch da war und dass die Stimmung sich nicht geändert hatte. Und um die Person anzusehen, deren Gesellschaft man genoss.

Sicher, es war ein langer Tag gewesen, aber ich fühlte mich ausgeruht und wie unter Strom. Das war allein Sebastians Verdienst. Dass meine Sinne wieder scharf waren. Dass mein wattiges Gehirn wieder aufgewacht war. Dass in meinem Körper langsam aber sicher die Erregung aufloderte.

»Und, Jordan, hast du rausgefunden, was ich heute Nachmittag in der Asservatenkammer gesagt habe?«

Da war er wieder, der verspielte Sebastian. Ich grinste dummlich und nickte. Das hatte ich tatsächlich. Ich kannte ziemlich viele Leute, auch aus ungewöhnlichen Kreisen. Ich war schon verdammt viel rumgekommen und hatte alle möglichen Typen dabei kennengelernt. Okay, es war selbst für mich ein bisschen überraschend gewesen, dass ich wirklich jemanden kannte, der Gebärdensprache beherrschte.

Mir war auch erst so richtig bewusst geworden, wie viele Bekannte ich eigentlich hatte, als ich mein Adressbuch durchgegangen war. Ich war dabei über einen meiner gelegentlichen Fick-Kumpel gestolpert, der inzwischen in einer der universitären Forschungsabteilungen in Chicago arbeitete und einen tauben Cousin hatte, mit dem er in ASL kommunizierte. Fantastisch – und überaus praktisch, war mein erster Gedanke gewesen, als ich ihn anrief, weil ich die Übersetzung unbedingt kennen wollte.

Was mich aber noch mehr überrascht hatte, war das, was Sebastian gesagt hatte. Ich fragte mich, ob er wirklich davon ausgegangen war, dass ich es herausfinden würde. Vielleicht war er davon überzeugt gewesen, dass ich niemanden kannte, der mir weiterhelfen würde oder dass ich mir gar nicht erst die Mühe machen würde.

»Freut mich, dass du mich heißer findest, als gut für mich ist. Ich werd' dafür sorgen müssen, dass es dir öfter auffällt.« Ich bezog mich nicht auf seine komplette Aussage. Nur auf genug, damit ihm klar war, dass ich es herausgefunden hatte.

Zarte Röte breitete sich über seine Wangen und seinen Hals aus, aber sein Lächeln schwand nicht und sein Blick blieb auf mich fixiert. »Entspricht alles der Wahrheit«, sagte er und klang dabei ein

bisschen trotzig, das Kinn leicht nach vorne geschoben, das jetzt, am Ende des Tages, ein leichter Schatten zierte.

Ich fühlte den Spieltrieb in mir erwachen. »Oh? Auch der Teil, als du gesagt hast, dass du mir gerne den –«

Jetzt breitete sich die Röte über seine gesamte Haut aus, als er mir hastig ins Wort fiel. »Wollte nur testen, ob du wirklich –«

»Aha, ja sicher.« Mein breites Grinsen sprach Bände und ließ ihn verstummen. Er verstand. Er las in meinem Gesicht so leicht wie aus dem Text eines Buches oder Worte von meinen Lippen.

Er schluckte hart und biss sich wieder auf die Unterlippe. Ich starrte ihn an, nicht fähig, wegzusehen. Das brachte ihn zum Lächeln. Ein breites, zufriedenes Lächeln auf seinen Lippen. Ich wollte ihn so gerne küssen, dass mein Körper sich schon in seine Richtung über den Tisch bewegte. In letzter Sekunde zog ich mich wieder zurück, bevor sich das fischige Fett auf meinem geleerten Teller auf meinem Hemd verteilen konnte.

Oh, hatte ich gerade richtig gesehen? War das etwa Enttäuschung gewesen, die da über sein Gesicht gehuscht war? Die Aussichten für heute Nacht waren vielversprechend.

So sehr ich ihn auch wollte und so sehr ich auch gespannt war, wie sich das zwischen uns entwickeln würde, hatte ich doch das Gefühl, ihn warnen zu müssen. Ich hatte immerhin einen gewissen Ruf – und nur ein kleiner Teil davon war unverdient. Es war untypisch für mich, jemanden schon im Vorfeld über meine Eskapaden aufzuklären, aber das hier war anders. *Er* war anders als die anderen.

»Ich finde es toll, dass du mich magst, Sebastian. Aber ich sollte dich warnen: Ich könnte dir das Herz brechen.« Seine Augen verengten sich misstrauisch. »Ich bin nicht gut in Beziehungen und –«

»Das glaube ich nicht«, unterbrach er mich unvermutet mit einem sanften Lächeln. »Du bist ein netter Kerl und ein guter Freund. Jemand, der so ist, kann sich auch in Beziehungen nicht so schlimm verhalten.« Ich hatte keine Chance, das abzuwiegeln, bevor er weitersprach. »Außerdem, um mir das Herz zu brechen... Du willst mich so nahe an dich heranlassen?«

Wie schaffte es Sebastian nur, mich so oft sprachlos zu machen?
»Na gut, ich hab' nicht behauptet, dass ich es verhindern kann,
nur *wenn* du mich lässt, könnte ich –«

»Sei vorsichtig, Jordan, ich hab' dich schon gelassen.« Sebastians
Tonfall war leise und sehr ernst.

Ich hatte für einen Moment das Gefühl, hier und jetzt auf der
Stelle tot umfallen zu müssen, so sehr hatte er mich überrumpelt.
Ich war davon ausgegangen, dass ich noch einen weiten Weg vor
mit hatte, bevor ich ein Teil seines Lebens, seines Privatlebens
und/oder seines Liebeslebens wurde. Wohl doch nicht.

Meine Stimme zitterte, als ich versuchte, die passenden Worte
zu formulieren. »Normalerweise fange ich jetzt an, Spielchen zu
spielen. Dir den Kopf zu verdrehen.«

Warum zur Hölle hab' ich das gesagt? Scheiße, ich musste komplett
verrückt geworden sein.

Er spitzte nachdenklich die Lippen und schien mein Geständnis
abzuwägen. »Warum?«

Okay, jetzt hatte er mich. »Keine Ahnung. Ist wie Smalltalk, ver-
stehst du? Sich unterhalten, aber immer schön an der Oberfläche
bleiben. Naja, Psychospielchen und Sex sind das Äquivalent dazu.
Keine richtige Beziehung oder auch nur der Beginn von einer,
aber es kann das vorspielen – eine Zeit lang zumindest.«

Seine Augenbrauen wanderten in Richtung seines Haaransatzes,
auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck amüsierten Unglaubens und
seine Mundwinkel hoben sich zu einem schiefen Lächeln. »Wirst
du das mit mir machen, Jordan?«

Ich zuckte die Schultern und kam mir ziemlich dumm dabei vor.
»Es könnte dich von deinen Problemen ablenken.«

Sebastian lachte leise und es kam mir ein bisschen traurig vor.
»Dafür sind keine Spielchen nötig, Jordan. Deine Gesellschaft
reicht da vollkommen aus.«

Sein Blick fixierte mich. Unruhig rutschte ich auf meinem Stuhl
hin und her. Seine blauen Augen waren wie Blitze; sie brannten
klaffende Löcher in mein Selbstvertrauen.

Alle Register, die ich sonst früher oder später zog, wenn ich einen Kerl abschleppen wollte, waren auf einmal verschwunden. Ich wusste mit absoluter Sicherheit, dass ich diese Art Spiel nie mit Sebastian spielen würde. Diese Erkenntnis machte mich nervös, weil diese Spielchen immer als Schilde um mich herum fungierten. Damit musste ich niemandem nahe kommen.

Ich war nicht naiv genug, um zu glauben, dass Sex gleichzusetzen war mit Nähe oder Intimität. Aber vielleicht glaubte Sebastian noch an diese sanfte, liebevolle Illusion. Er wirkte zumindest eher wie der romantische Typ. Und ich tat ihm mit Sicherheit keinen Gefallen, wenn ich ihn verführte – nur um ihn dann bei erstbestener Gelegenheit fallenzulassen, wozu ich definitiv einen Hang hatte. Nicht, dass ich das mit Sebastian vorhatte, aber ich wusste, dass ich sowieso irgendwas tun würde, um es zu versauen. Irgendwie.

»Wo bist du gerade, Jordan?«

Ich blinzelte, um wenigstens wieder einen Anflug von Selbstkontrolle zu bekommen, und zauberte ein Lächeln aus dem Hut – das meine Augen nicht erreichte. Ich konnte es an der Art ablesen, wie er mich ansah, dass er meinen ärmlichen Versuch durchschaut hatte.

»Sorry, ich war kurz in Gedanken. Passiert mir manchmal. Tut mir leid.«

Er schüttelte verwirrt den Kopf. »Man hat das Gefühl, dass du zwei verschiedene Personen bist, Jordan. Eine will mit mir hier sein. Mag mich. Will mich. Und dann ist da dein anderes Ich. Das dicht macht und mich auf Abstand hält. Das sich in depressive Gedanken verrennt, die dir einreden, dass du nichts wert bist.« Sebastians Blick hatte einen strengen Ausdruck angenommen, ebenso wie der Zug um seinen Mund. »Das gefällt mir nicht, Jordan. Ich würde mir wünschen, dass du den netten Jordan mehr rauslässt. Ich mag ihn.«

Aufmerksamer Junge. Verdammt. Ich rieb mir den Nacken und wick ihm aus. Mein Blick huschte über die anderen Tische im Gastraum, die inzwischen alle leer waren, und blieb an der Jukebox hängen, die gerade keine Musik spielte, und folgte dann dem jungen Kellner.

Überall hin, solange ich ihn nicht ansehen musste. Er ging mir unter die Haut und sickerte in meinen Verstand. Und alles, was ich wollte, war, ihn nackt in mein Bett zu bekommen. Scheiße, das ging hier gerade alles eindeutig viel zu weit für diese Art von Stelldichein.

»Du machst es schon wieder, Jordan.«

»Und wenn? Was geht's dich an?« Fuck, ich knurrte ihn tatsächlich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor an. Ich war wütend und hatte keine Ahnung, warum ich diesem süßen Kerl jetzt so eine Breitseite verpasste. Ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. Stattdessen murmelte ich irgendeine vage Entschuldigung und verschwand in Richtung der Herrentoilette.

Ich schämte mich so sehr, dass mein Gesicht brannte. Ich schüttelte meine zitternden Hände aus und versuchte, dadurch wieder runterzukommen. Was zum Teufel war nur mit mir los? *Reiß dich zusammen, Junge.*

Ich tigerte in dem kleinen Vorraum auf und ab. Es gab nur zwei Toilettenkabinen und die Wände wurden von grauenvollen weißgrünen Fliesen mit Möwen oder irgendeiner anderen Art Meeresvogel geziert. Hier drinnen roch es sogar noch schlimmer nach Fisch, von den üblichen anderen Ausdünstungen abgesehen, die man für gewöhnlich in öffentlichen Toiletten antraf und über die man lieber nicht so genau nachdachte.

Ich wollte gegen die Wand schlagen. Ich hatte schon den Arm gehoben und mit der Faust in Richtung Wand gezielt, entschied mich aber im letzten Moment dagegen. Es würde wehtun, was mir zwar gerade ziemlich egal war, aber es würde auch seine Spuren hinterlassen – und Thompson lag mir schon genug in den Ohren, da musste ich nicht auch noch Öl ins Feuer gießen.

Was machte ich hier? Ich mochte Sebastian. Sehr sogar. Warum war ich dann so verdammt wütend? Er hatte nichts getan, was das verdiente, nichts, was das ausgelöst hatte. Er war nicht die Ursache meiner Probleme. Scheiße, ich *hatte* noch nicht einmal nennenswerte Probleme.

Ich hatte einen Job, den ich mochte, ein sicheres Einkommen, eine nette Wohnung für mich allein, konnte nicht über meine sich erholende Gesundheit klagen und besaß einen stetigen Durchlauf an unkomplizierten Lovern. Nein, keine Lover. Ficks. Ich war also prinzipiell rundum versorgt. Ich hatte keine richtigen Probleme, wenn man so wollte.

Also was war los? Ich fühlte, wie die Antwort aus meinem Hinterkopf versuchte, in mein Bewusstsein zu gelangen. Die nagende Einsamkeit, die meine Schusswunde begleitet hatte. Die einzigen Leute, die mich besucht hatten, waren damals mein Partner und meine Mutter gewesen – und keiner von ihnen war lang geblieben.

Mein Partner hatte Familie und Verpflichtungen und außerdem eine leichte Abneigung für meinen Mangel an Sozialkompetenz. Und meine Mutter... Ja, das war ein Kapitel für sich und es nicht wert, sich jetzt damit zu beschäftigen.

Tatsache war, dass ich beinahe gestorben wäre – und mich noch nie in meinem Leben so einsam gefühlt hatte.

Das Blut rauschte so laut in meinen Ohren, dass ich nicht mitbekam, wie sich die Tür öffnete. Erst als ich mich wieder umdrehte, um die paar Schritte wieder zurückzutigern, sah ich, dass Sebastian direkt vor mir stand. Oh Gott, er sah so unglaublich süß aus. Er biss sich auf die Unterlippe und schaute mich besorgt an. Scheiße, er machte sich Sorgen um *mich*.

Ich wedelte hektisch mit einer Hand in seine Richtung, obwohl ich ganz genau wusste, dass die wegwerfende Geste so gemein und kaltschnäuzig wirken musste, dass man eigentlich ein neues Wort dafür erfinden sollte.

»Geh wieder raus, Sebastian. Ich komm' gleich nach.«

»Jordan –«, setzte er zum Sprechen an und die tiefe, unmelodische Stimme gab mir den Rest.

Ich stürzte mich praktisch auf ihn und drängte ihn gegen die geschlossene Tür. So ruppig, dass er aufkeuchte, als ich meinen Unterarm gegen seine Brust drückte, um ihn an Ort und Stelle zu halten.

In mir kochte eine Mischung aus Wut, Angst, Schmerz, Trauer und Sehnsucht und ich sah ihn an – im vollen Bewusstsein, dass dies das letzte Mal sein würde, dass ich ihm so nahe kam.

»Ich. Sagte. Geh. Wieder. Raus.«

»Tut mir leid, Jordan, das muss ich wohl überhört haben.«

Er klang so verdammt ruhig und gelassen. Die Stimmung kippte innerhalb eines Herzschlags. Ich blinzelte, einmal, zweimal. Ich fühlte, wie meine Hände zitterten, als ich einen taumelnden Schritt nach hinten machte, dann noch einen.

Sein Gesichtsausdruck war in diesem Moment vollkommen unlesbar. Nicht offen und ausdrucksvoll wie sonst. Oh Gott, ich hatte ihn verletzt. Irgendwie. Mit meinen Worten. Mit meinen Taten.

»Ich...« Ich öffnete den Mund ein paar Mal, aber nichts kam heraus. Ich fühlte mich so verloren, so hilflos, als wäre ich auf einem fremden Planeten gestrandet.

In diesem Augenblick kam er zu mir. Kam direkt auf mich zu, in meine Arme. Sebastian streckte sich, um seine Lippen sanft über meine streifen zu lassen. Nur ein bisschen. So unendlich zart und süß, dass es mir den Atem raubte. Ich konnte den Regen in seinen schwarzen Haaren riechen, obwohl sie schon längst wieder trocken waren. Ich schmeckte den salzigen Fisch und die Gewürze des Gemüses auf seinen Lippen. Ich spürte die Feuchtigkeit auf ihnen vom Cider und Speichel.

Dieser sinnliche Kuss war unvergleichlich. Zumindest nicht mit den anderen Küssen in meinem Leben, in der langen Reihe an Sexpartnern, in den hastigen Experimenten, die mein Sexleben darstellten. Das hier war vollkommen anders. Ein Kuss wie kein anderer. Einzigartig und so wundervoll, dass ich den Druck heißer Tränen hinter meinen geschlossenen Lidern spüren konnte.

Ich hatte das Gefühl, in Ohnmacht zu fallen – ich musste das Bewusstsein einen Moment lang verloren haben. Denn als das heiße, weiße Licht, das mich geblendet und meinen Verstand in eine Art überirdische Trance versetzt hatte, wieder schwand, stand er an der Tür, nur einen Schritt von mir entfernt.

Aber er war da, eigentlich sogar noch bei mir, weil ich seine Hand spürte, die meine fest umfasst hielt. Er lächelte und nickte in Richtung Tür.

»Komm schon. Der Nachttisch wartet auf uns. Wäre schade, wenn der wegschmilzt.« Er zog an meiner Hand und ich folgte ihm widerstandslos aus der Toilette und zurück in unsere Nische. Eis mit Sahne erwartete uns in kleinen, runden Glasschüsselchen, die ausahen, als wären sie eigentlich für Kinder gedacht. Ich schwöre, da waren sogar Erdbeeren oben drauf.

Ich ließ mich schwer in meinen Stuhl fallen und fühlte mich auf einmal unglaublich müde. Er ließ meine Hand los, griff nach dem Löffel und tauchte ihn ins Eis, um es dann langsam in seinem Mund verschwinden zu lassen. Der Genuss war ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Ich folgte seinen Bewegungen mit den Augen und hatte dabei das Gefühl, als würde ich ihn mit meinem Blick verschlingen.

Jetzt, wo mein Anflug von galoppierendem Wahnsinn abgeflaut war, war mir das Ganze ziemlich peinlich. Sebastians Fähigkeit, mich zu durchschauen, war unheimlich. Warum er und warum niemand sonst? Nicht einmal mein Partner konnte mich so gut einschätzen. Und inzwischen kannte der mich verdammt gut. Sebastian, den ich gerade mal seit zwei Tagen kannte, konnte mich besser einschätzen als irgendwer sonst. Der Gedanke machte mir Angst. War ich so leicht zu durchschauen? War ich so oberflächlich? War ich so berechenbar?

»Du denkst zu viel. Du wirst dir dabei noch mal irgendwann wehtun.«

Ich sah, wie seine Lippen sich bewegten, da ich ihn immer noch anstarrte – aber ich nahm es kaum wahr. Mein Blick zuckte hoch, weil man das so machte, wenn einen jemand ansprach. Sofort beaute ich es – und dankte ihm gleichzeitig im Stillen dafür. Der Ausdruck der babyblauen Augen war so sanft, so warm. Eine Einladung, der ich sogleich zum Opfer fiel. Ich fiel ihm zum Opfer. Hier und jetzt, in diesem Moment. Hoffnungslos und vollkommen.

»Ja, stimmt wohl.« Meiner Stimme fehlte die Entschlossenheit, aber er konnte es ja nicht hören. »Ich bin manchmal eine Katastrophe. Würde dir besser bekommen, wenn du dich von mir fernhältst.« *Okay, eine letzte Warnung, Sebastian. Hör bitte drauf.*

Plötzlich grinste er ziemlich verdorben und zuckte die Schultern. »Glaub' nicht, dass ich so schlau bin.« Er zwinkerte mir zu, als wäre er mein Komplize, und in meinem Magen bildete sich ein harter Knoten. Mehrere, ineinander verschlungene Knoten, um genau zu sein. »Sieh es als Ausgleich. Wir ergänzen uns da. Wenigstens einer von uns zerdenkt die Sache nicht.«

In diesem Moment wurde mir bewusst, dass Sebastian Ähnlichkeit mit einer Naturgewalt hatte. Es war sinnlos, dagegen anzukämpfen. Ich seufzte und lächelte dann zurück.

»Na schön.« Ich aß mein Himbeereis genauso langsam wie er und es schmeckte verdammt gut nach dem salzigen Essen. »Soll ich dich nach Hause fahren, wenn wir hier fertig sind?«

Ich hob meinen Blick, um ihn zu mustern und sicherzugehen, dass er meine Lippen gelesen hatte – und in der Hoffnung, dass er Nein sagte. Was, nach meinem kleinen Stunt eben, fast schon bizarr war. Scheiße, vielleicht war ich ja manisch-depressiv oder bipolar oder was auch immer der psychologische Fachausdruck dafür war, wenn man einfach nicht mehr alle Tassen im Schrank hatte.

Sebastian schüttelte den Kopf und sah mit einem Mal so schüchtern und verletzlich aus. »Nein, noch nicht. Wenn das für dich okay ist.« Seine blauen Augen warteten.

Ich seufzte erneut, diesmal resigniert. Ich wollte nicht mehr gegen Sebastian ankämpfen. Seine Anziehung war zu stark und ich wollte ihr nachgeben. Ich betete, dass er mich aufhalten würde, bevor ich irgendetwas tat, das ihn verletzte.

»Nein, ich will auch nicht, dass du schon gehst.« Sein glückliches Lächeln war die einzige Antwort, die ich brauchte. »Was wollen wir stattdessen machen?«

Er zuckte die Schultern wie ein Kind, sein ganzer Oberkörper bewegte sich dabei. »Keine Ahnung. Nimm mich mit, Jordan. Irgendwohin, wo es dir gefällt. Einen Ort, den du mit mir teilen möchtest.«

Und wieder wusste ich genau, was ich ihm zeigen wollte.

Lesen Sie weiter in...

Aus der Stille

Roman von Susan Laine

ISBN-13: 978-3-942451-17-8

www.cursed-side.de